

REZENSIONEN

Kšňan, Michal: Milan Rastislav Štefánik. The Slovak National Hero and Co-Founder of Czechoslovakia.

Routledge, Abingdon, New York 2021, 284 S. (Routledge Histories of Central and Eastern Europe), 6 Abb., ISBN 978-1-003-09152-3.

Quizfrage: Welcher tschechoslowakische Exilpolitiker hielt Anfang des 20. Jahrhunderts den Rekord für den längsten durchgehenden Aufenthalt auf dem Gipfel des Mont Blanc? Die Antwort ist klar: Milan Rastislav Štefánik. Er war neben Tomáš Garrigue Masaryk und Edvard Beneš nicht nur einer der Gründungsväter der Tschechoslowakei, sondern auch Diplomat, Militär, Globetrotter, Meteorologe und Astronom – in letzter Funktion mitverantwortlich für den Bau eines Observatoriums auf dem höchsten Berg Frankreichs (vgl. S. 17). Leider bleiben Trivia-Informationen wie diese bei der Lektüre von Michal Kšňans Štefánik-Biografie besser im Gedächtnis als übergeordnete Interpretationen.

Das Buch gliedert sich in fünf Kapitel, in denen der Autor versucht, „fünf historiografische Ansätze“ (S. 253) auf Štefániks Leben anzuwenden. Deziert erkennbar sind allerdings nur drei methodische Zugänge, die zudem kaum aufeinander bezogen werden und somit disparat wirken. Das Buch schöpft zwar aus einem reichen Quellenfundus, konkrete Zitate werden in den meisten Fällen aber nur unzureichend oder überhaupt nicht kontextualisiert. Die Kapitel sind zwar grundsätzlich chronologisch organisiert; besonders in der zweiten Hälfte des Buchs, die sich mit Štefániks Aktivitäten während des Ersten Weltkriegs befasst, wird jedoch immer wieder mit der Chronologie gebrochen, was dem Lektürefluss zusätzlich abträglich ist.

Ein kurzes einführendes Kapitel versucht, die „Slowakei im langen 19. Jahrhundert“ zu charakterisieren, gerät aber zu holzschnittartig. Hinzu kommt eine holprige Übersetzung: Slowakische Protestanten werden unpassend als „Evangelicals“ bzw. „Evangelical Church“ (S. 1) dargestellt.

Im ersten substanziellen Kapitel nach dieser Einführung widmet sich Kšňan dem Weg Štefániks von „slowakischen Weilern zu den Salons von Paris“ und baut dabei auf Bourdieus Theorie vom „capital social“ auf (vgl. S. 13). Dieser vielversprechende Ansatz kommt leider nicht signifikant über die Feststellung hinaus, dass Štefánik – u. a. über Beziehungen zu Töchtern (einfluss)reicher Familien (vgl. S. 28-32) – exzellente Kontakte zu politischen Entscheidungsträgern in seiner Wahlheimat Frankreich pflegte. Zu Štefániks Konflikt mit Josef Dürich um die Kompetenzen des Tschechoslowakischen Nationalrats heißt es zusammenfassend: „Soon, however, the commander of the French Military Mission [General Maurice Janin] changed his opinion and began to support Štefánik.“ (S. 50). Janin, der zuvor Dürich unterstützt hatte, änderte seine Meinung zugunsten Štefániks. Welche Rolle jedoch dessen Netzwerk und soziales Kapital in diesem Kontext spielten, bleibt unklar.

Das folgende Kapitel, welches sich Štefánik als „charismatischer und visionärer Führungsfigur“ nähert, baut auf Max Webers Konzept der charismatischen Herrschaft auf (vgl. S. 72) und ist der überzeugendste Teil des Buchs. Kšiňan stellt drei Aspekte von Štefániks Charisma in den Vordergrund: seine politischen und diplomatischen Erfolge (z.B. bei Verhandlungen zur Aufstellung einer tschechoslowakischen Armee in Italien), seine Verkörperung einer ambivalenten Moderne (als Pfarrerssohn und praktizierender Wissenschaftler) und sein Image als romantischer Held, das er bereits zu Lebzeiten selbst kultivierte (vgl. S. 111). Besonders über Štefánik als Symbol der Moderne, das seine Gesprächspartner laut Kšiňan in ihm sahen (vgl. S. 100), hätte man gerne noch mehr erfahren.

Im vierten Kapitel, in dem der Autor auf „Štefánik und die Gründung der Tschechoslowakei“ eingeht, ist kein theoretischer Überbau wie in den vorhergehenden Kapiteln erkennbar. Das Kapitel teilt sich in Štefániks Aktivitäten bei der Etablierung einer tschechoslowakischen Armee und als Diplomat. Dadurch entstehen, wie bereits oben angedeutet, chronologische Unstimmigkeiten und auch geographische Sprünge. Bezeichnend dafür ist, dass auch im Unterkapitel „4.2 Diplomat“ die Aufstellung der tschechoslowakischen Armee in Italien eine zentrale Rolle einnimmt, wobei dieser ja eigentlich bereits das Unterkapitel „4.1 Organisator der tschechoslowakischen Armee“ gewidmet ist. Anschaulich erklärt der Autor dagegen die französisch-italienische Rivalität um Einfluss auf die junge Tschechoslowakei nach Ende des Ersten Weltkriegs und die unterschiedlichen Meinungen von Masaryk, Beneš und Štefánik zu diesem Thema. (vgl. S. 170 ff.)

Das letzte Kapitel vor einer kurzen Zusammenfassung des Buchs widmet sich schließlich der wechselhaften Erinnerung an Štefánik und orientiert sich an den gängigen Gedächtnis-Theorien (Halbwachs, Nora, Assmann etc.). Štefániks Tod selbst wird allerdings erst mitten im Kapitel thematisiert. Für die Leser:innen, die ihren Protagonisten im letzten Kapitel inmitten diplomatischer Verstrickungen und quicklebendig zurückgelassen haben, wirkt die Diskussion der Vereinnahmungen seines Erbes von unterschiedlichster Seite (z.B. tschechische Zentralisten vs. Slowakische Autonomie-Befürworter) zu Beginn recht befremdlich; vor allem für ein internationales Publikum, das mit Štefániks Lebenslauf weniger vertraut sein dürfte. Zudem erschließt sich dem Rezensenten nicht, warum der Diskussion von diversen Verschwörungstheorien zu Štefániks Tod – und sei es auch zum Zweck ihrer Dekonstruktion – soviel Platz eingeräumt wird.

Ein Register sowie ein tabellarischer Lebenslauf schließen das Buch ab, das in seiner englischen Version deutlich sparsamer bebildert ist als in der slowakischen Variante.¹

Neben den bereits angesprochenen sprachlichen Mängeln im Englischen ist der Schreibstil allgemein von einem Hang zu unpassenden Pauschalisierungen geprägt. Sätze wie „He tried to do everything poetically.“ (S. 33) oder „Štefánik was a great seducer of women, but his ability to convince, charm and persuade both sexes was amazing.“ (S. 97) sind im Text keine Ausnahme. Die Schilderung von Štefániks Auf-

¹ *Kšiňan*, Michal: Milan Rastislav Štefánik. Muž, ktorý sa rozprával s hviezdami [Milan Rastislav Štefánik. Der Mann, der mit den Sternen sprach]. Bratislava 2021.

enthalt auf Tahiti lässt eine postkoloniale Auseinandersetzung vermissen und auch in Bezug auf seine Mission in Ecuador zitiert der Autor ohne jegliche Kontextualisierung einen französischen Konsul: „Furthermore, nearly every politician in Ecuador was corrupt.“ (S. 88)

Eine kohärente wissenschaftliche Štefánik-Biografie kann Kšiňan trotz einiger interessanter Aspekte insgesamt nicht vorlegen. Stattdessen trägt er zu den bereits in unterschiedlichen Ausführungen vorhandenen Erinnerungen an den facettenreichen (tschecho-)slowakischen Nationalhelden bei, was sich auch in den verschiedenen Übersetzungen des Buchs niederschlägt. Während die englische Variante Štefánik als „Slovak National Hero and Co-Founder of Czechoslovakia“ fasst, heißt es im Französischen „L’homme qui parlait avec les étoiles. Milan Rastislav Štefánik, héros franco-slovaque de la Grande Guerre (Der Mann, der mit den Sternen sprach. Milan Rastislav Štefánik, französisch-slowakischer Held des Ersten Weltkriegs)“, was seinen Frankreich-Bezug betont. Im Slowakischen lautet der Titel ohne internationalen Kontext „Milan Rastislav Štefánik. Muž, ktorý sa rozprával s hviezdami (Milan Rastislav Štefánik. Der Mann, der mit den Sternen sprach)“ – eine Metapher übrigens, die sicherlich zur positiven Konnotation Štefániks beiträgt, als solche im Buch aber nicht weiter ausgebreitet wird.

Cude, Michael R: The Slovak Question. A Transatlantic Perspective 1914-1948.

University of Pittsburgh Press, Pittsburgh 2022, 288 S., ISBN 978-0822947028.

Die Arbeit des amerikanischen Historikers Michael Cude widmet sich dem Thema der slowakischen nationalemanzipatorischen Bewegung und der Stellung der Slowakei im Rahmen des tschechoslowakischen Staates. Der Autor analysiert die „slowakische Frage“ anhand der transatlantischen Perspektive und Zusammenarbeit. Dabei befasst er sich nicht nur mit der Tschechoslowakischen Republik der Kriegs- und Zwischenkriegszeit, sondern auch mit der kontroversen Periode der während der Kriegsjahre bestehenden Slowakischen Republik (1939-1945) sowie mit der Entwicklung nach 1945, als sich die kommunistische Diktatur schrittweise im Land etablierte. In bisherigen Arbeiten, die sich der Stellung der Slowaken und der Slowakei im Kontext der Tschechoslowakei im Verlauf des gesamten 20. Jahrhunderts widmen, konzentriert sich die Aufmerksamkeit der Historiker überwiegend auf die staatspolitischen Konzeptionen der verschiedenen Akteure der tschechischen und slowakischen Politik. Cude hingegen entschied sich für eine Aufarbeitung dieses Themas anhand der Verbindungen, die die slowakische Emigrantengemeinschaft mit dem slowakischen und tschechoslowakischen Milieu wie auch mit den Vertretern der amerikanischen Diplomatie pflegte, um die Realisierung der slowakischen Autonomie-Ambitionen zu unterstützen und die USA in die Lösung der tschechisch-slowakischen Beziehungen einzubinden.

Der Autor legt die Analyse chronologisch an, was sich auch in der Gliederung des Textes spiegelt. Die sieben Kapitel kartieren die Aktivitäten der Vertreter der slowakischen Gemeinschaft in den USA, ihre Kontakte mit amerikanischen politischen

Repräsentanten und ihre Beziehung mit den slowakischen politischen Vertretern. Im Rahmen der einzelnen Kapitel arbeitet er auch die Haltung der amerikanischen Außenpolitik zu den tschechisch-slowakischen Beziehungen bis zum kommunistischen Umsturz im Jahr 1948 heraus.

Ein Schlüsselfaktor von Cudes Analyse ist der Blick auf die Vielfalt des Milieus, in dem sich die Identität der Gemeinschaft der amerikanischen Slowaken herausbildete. Sie transformierte sich – außer Reichweite der Magyarisierungspolitik der Regierung des Königreichs Ungarn – bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts in eine politisch aktive Gruppe. Inspiriert vom amerikanischen föderalistischen Regierungsmodell forderten ihre Vertreter während des Entstehungsprozesses des tschechoslowakischen Staates in den Jahren des Ersten Weltkriegs die Realisierung der national-emanzipatorischen Anerkennung auch für die Slowaken. Cude befasst sich in seiner Untersuchung jedoch nicht tiefer mit der ethnischen, politischen oder sozialen Situation, in der sich die slowakische Bevölkerung im Königreich Ungarn in der Periode vor dem Ersten Weltkrieg befand. Gleiches trifft für die slowakischen politischen Eliten vor 1918 zu, so beispielsweise die Tätigkeit und Vertreter der Slowakischen Nationalpartei (*Slovenská národná strana*), die bereits im Jahr 1871 entstanden war, oder die sich um die Zeitschriften „*Hlas*“ (Stimme) und „*Prudy*“ (Strömungen) sammelnden Gruppen sowie auch die sich formierende Agrarierbewegung und die Sozialdemokraten. Nähere Erwähnung finden die Aktivitäten der katholischen Geistlichkeit (Andrej Hlinka) im Kontext der Formierung der Slowakischen Volkspartei (*Slovenská ľudová strana*).

Im zweiten Kapitel jedoch macht es diese vereinfachte Herangehensweise unmöglich, die Situation in der Slowakei kurz vor der Gründung der Tschechoslowakischen Republik präziser zu erfassen. Die Einsetzung tschechischer Beamter und Lehrer wie auch die Stationierung tschechischer Soldaten und Legionäre sollte zur Stabilisierung der Situation beitragen, die Angliederung des slowakischen Territoriums an die Republik ermöglichen und die Zerrüttung der Sicherheitslage im Land verhindern, als in den Frühlingsmonaten des Jahres 1919 Einheiten der Ungarischen Räterepublik in die Slowakei vorrückten. Die Realisierung der Autonomieforderungen mochte aus Sicht der amerikanischen Slowaken begründet klingen, doch die Realität in der Slowakei war bis zur Stabilisierung der Grenzen und Schließung der Friedensverträge kompliziert.¹ Aus dem Kontext der Arbeit geht nicht klar hervor, wen der Autor zu den slowakischen Autonomisten zählt, die angeblich seit Ausbruch des Ersten Weltkrieges die internationale Anerkennung der Slowaken als eigenständiges Volk sowie das Recht auf Selbstbestimmung forderten. Die slowakischen politischen Eliten in Österreich-Ungarn wurden nach Ausbruch des Krieges unter polizeiliche Überwachung gestellt und wandten sich erst nach 1918 wieder aktiver der politischen Arbeit zu. In diesem Kontext verweist der Autor

¹ Der finnische Historiker Ismo Nurmi analysiert die entscheidende Umbruchphase der Angliederung der Slowakei an die Tschechoslowakische Republik und reflektiert den tschecho-slowakischen Antagonismus bei der Definition der Form und Grenzen des neuen Staates. *Nurmi, Ismo: Slovakia – a Playground for Nationalism and National Identity, 1918-1920. Manifestations of the National Identity of the Slovaks.* Helsinki 1999.

auf die Aktivität der Slowaken, durch die zeitweilige Umbenennung von Prešporok (seit März 1919: Bratislava) in Wilsonovo mesto (Wilsonstadt) im Jahr 1918 die Sympathie der USA und des Präsidenten Wilson persönlich zu gewinnen und gegen den Prager Zentralismus zu protestieren.²

Aus Sicht der zentralen politischen Autoritäten war die Forderung nach slowakischer Autonomie auch in der Zwischenkriegsphase aus pragmatischen Gründen nicht relevant, Versuche zur Änderung der staatsrechtlichen Ordnung der Republik wurden zurückgewiesen. Cude zeigt in seiner Arbeit, dass die Vertreter der amerikanischen Slowaken bei der Durchsetzung der Vision der slowakischen Autonomie auf eine intensivere Kooperation mit den Vertretern des tschechoslowakischen Staates verzichteten und stattdessen im slowakischen politischen Milieu Verbündete suchten, die ebenfalls zu undemokratischen politischen Ansichten und Praktiken tendierten. Dies war jedoch zu einem Großteil auf das Vorgehen der tschechoslowakischen Vertreter zurückzuführen, die bemüht waren, die Kontakte zwischen den Repräsentanten der amerikanischen Slowaken und den slowakischen Autonomisten zu begrenzen. Damit hing auch die anschließende Verschärfung der separatistischen Ambitionen eines Teils der slowakischen politischen Eliten gegenüber der Zentralregierung in Prag zusammen, was im Jahr 1938 in die Schwächung und den Zerfall des gemeinsamen Staates mündete.

Das vierte Kapitel ist dem kontroversen Thema der Slowakischen Republik der Kriegszeit und ihren politischen Vertretern gewidmet. Der Autor versucht die gegensätzlichen Ansichten zum autoritären Regime der Slowakischen Republik der Kriegszeit aus transatlantischer Perspektive darzulegen. Die Mehrheit der Historiker bezeichnet die Slowakische Republik der Kriegszeit eindeutig als deutschen Satellitenstaat unter Verweis auf den Vertrag über das Schutzverhältnis zwischen dem Deutschen Reich und dem Slowakischen Staat vom 18. März 1939. Weiter intensiviert wurde diese Verbindung mit dem Dritten Reich im Juli 1940 nach den sogenannten Salzburger Verhandlungen der Vertreter der Slowakei (Jozef Tiso, Vojtech Tuka, Alexander Mach) mit Adolf Hitler und Joachim von Ribbentrop. Der Wortlaut des Schutzvertrages machte eine eigenständige Außenpolitik unmöglich. Mit dem Abtreten von Ferdinand Ďurčanský als Minister für Auswärtige Angelegenheiten im Juli 1940 und dem Eintreffen der deutschen Berater wurde jeglicher Manövrierraum in der Außenpolitik der Slowakei restlos eliminiert. Viele slowakische Diplomaten wie auch Ďurčanský selbst nährten nach dem Krieg jedoch weiterhin den Mythos einer eigenständigen Außenpolitik, womit sie auf die Haltungen und Ansichten der Vertreter der Auslandsslowaken einwirkten. Der Autor setzt sich mit den kontroversen Interpretationen auseinander und betont, dass die Zusammenarbeit des Slowakischen Staates mit dem nationalsozialistischen Deutschland zum

² Nach Angaben des slowakischen Historikers Dušan Kováč kam die Initiative zur Umbenennung von Bratislava in Wilsonovo mesto aus dem Milieu der amerikanischen Slowaken und Legionäre. Anschließend wurde sie vor allem von den deutschen Einwohnern aufgegriffen, die in der Stadt die Mehrheit bildeten und sich bemühten, deren Anschluss an die Tschechoslowakei zu blockieren. Kováč, Dušan: Cesta z Prešporka do Bratislavy. Začlenenie mesta do Prvej ČSR [Der Weg von Prešporok nach Bratislava. Die Eingliederung der Stadt in die Erste ČSR]. In: Historická revue 26 (2015) 3, 48-53.

Verlust jeglicher Unterstützung vonseiten der Westmächte führte, woran auch die Aktivität und Unterstützung der amerikanischen Slowaken nichts änderte.

Cude zeigt mit seiner Analyse, dass trotz der zweifellos intensiven Beziehungen zwischen der slowakischen Community in den USA und den Vertretern der slowakischen politischen Parteien in der Tschechoslowakei ihre wechselseitige Kooperation und Unterstützung begrenzt war. Dies lag vor allem an den Möglichkeiten und Vorstellungen der amerikanischen Außenpolitik in Bezug auf den mitteleuropäischen Raum. Diese Dimension tritt insbesondere bei der Analyse der Situation in den Jahren des Zweiten Weltkriegs und dann nach 1945 deutlich in den Vordergrund (Loyalitätsproblem der amerikanischen Slowaken nach Kriegseintritt der USA, Anerkennung der Exilregierung und amerikanische Unterstützung für die Wiedererrichtung der Tschechoslowakei, Durchsetzung der kommunistischen Diktatur ohne Intervention der amerikanischen Diplomatie).

Dass es den slowakischen Vertretern in den USA weder in der Zwischenkriegszeit noch in den Jahren des Zweiten Weltkriegs gelang, die tschechisch-slowakischen Beziehungen zu beeinflussen, bestätigt Cudes einleitenden Gedanken. Die slowakische Gemeinschaft in den USA zählte trotz ihrer guten Organisation und Ambitionen nicht zu den politisch einflussreichsten. Es gelang ihr nicht, auf die amerikanische Außenpolitik aktiv einzuwirken. Die Erwartungen der slowakischen Politiker, dass die amerikanischen Slowaken die Forderungen nach einer Änderung der staatsrechtlichen Ordnung des tschechoslowakischen Staates durchsetzen könnten, waren ein Zeichen politischer Unreife und Naivität. Ich würde gerade die Teile der Arbeit positiv hervorheben, in denen der Autor sehr klar demonstriert, dass die internationalen Beziehungen und die amerikanische Außenpolitik und Diplomatie ein wichtiger Faktor waren, der die Akzeptanz respektive Missachtung der slowakischen nationalistischen Ambitionen beeinflusste. Die Slowaken auf beiden Seiten des Atlantiks betrachteten die USA und die Slowakei als natürliche Verbündete. Sie hofften daher, durch ihre wechselseitige Zusammenarbeit die Realisierung der autonomistischen bzw. separatistischen Ambitionen sicherstellen zu können. Cude zeigt in seiner Arbeit nachdrücklich, dass es entscheidend ist, zu verstehen, in welchem Maße die amerikanische Außenpolitik die slowakische Frage reflektierte und die tschechoslowakistische und tschechoslowakische Perspektive auf die slowakischen Autonomie-Ambitionen akzeptierte. Zweifelsohne trug dies dazu bei, die Beharrlichkeit der Vertreter der slowakischen Autonomiebewegung auf beiden Seiten des Atlantiks zu vertiefen. Auf die Ausrichtung und die Ziele der amerikanischen Außenpolitik nahm dies jedoch keinen Einfluss.

Cudes Arbeit ist ein wichtiger Beitrag zur Diskussion über die slowakischen nationalemanzipatorischen Vorstellungen, denn sie präsentiert diese Thematik anhand der wechselseitigen Interaktion der slowakischen Emigrantengemeinschaft in den USA mit den slowakischen (oder tschechoslowakischen) politischen Eliten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sowie im Kontext der amerikanischen Außenpolitik.

Stížnosti občanů v komunistickém Československu/Citizen Complaints in Communist Czechoslovakia. Soudobé dějiny 29 (2022) 1.

Ústav pro soudobé dějiny, Praha 2022, ISSN 2695-0952.

Wie lässt sich die langjährige Stabilität kommunistischer Regime in Ost(mittel)europa erklären? Diese Frage ist in der historischen Forschung keineswegs neu, die Diskussion darüber jedoch noch nicht beendet. Nachdem weder staatliche Repressalien noch Gesellschaftsbefriedung durch Konsum und soziale Sicherung als alleinige Erklärungsansätze überzeugen konnten, wandte sich die Forschung in den letzten Jahren verstärkt der Interaktion von Bürger:innen mit den Herrschenden sowie individuellen „eigen-sinnigen“ Aneignungen offizieller Diskurse zu. Als historische Quellen rückten damit Briefe von Bürger:innen an den Staat ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Diese sind in vielerlei Hinsicht eine herausfordernde Quellengattung: In den Archiven liegen Tausende solcher Schreiben und ihre Repräsentativität ist schwer einzuschätzen – schließlich weiß man nicht, wer nicht an den Staat geschrieben hat.

Das vorliegende Themenheft der Zeitschrift „Soudobé dějiny“¹ präsentiert (Teil-) Ergebnisse des am Ústav pro soudobé dějiny AV ČR (Institut für Zeitgeschichte der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik) angesiedelten Projekts „Pohyblivé hranice diktatury ve světle stížností a anonymních dopisů československých občanů v letech 1948 až 1989“ (Die beweglichen Grenzen der Diktatur im Lichte von Beschwerden und anonymen Briefen tschechoslowakischer Bürger in den Jahren 1948-1989). Es zeichnet sich dadurch aus, dass die Autoren Tomáš Vilímek und seine Kollegen das System des „public letter writing“² als Ganzes unter die Lupe nehmen. Bisherige Studien hatten sich auf eine Analyse der Briefinhalte konzentriert.

In vier thematisch sehr unterschiedlichen Beiträgen beleuchten die Autoren, wie diese spezifische Kommunikation zwischen dem Staat und seinen Bürger:innen funktionierte und wer konkret an ihr beteiligt war.

Tomáš Vilímek und Václav Rameš geben in ihrem einführenden Beitrag (S. 17-42) einen Überblick über das Forschungsfeld sowie Potenziale und Herausforderungen der Analyse von Beschwerdebriefen als historischer Quelle. In Anlehnung an Thomas Lindenbergers Konzept der „Diktatur der Grenzen“³ argumentieren sie, dass Briefe als Quellen des Alltags Antworten auf die Frage geben können, wo die Grenzen staatlicher Herrschaft zu bestimmten Zeitpunkten verliefen. In einer konzisen Auswertung der internationalen Forschung skizzieren die Autoren die beiden wichtigsten Interpretationsansätze zum Beschwerdewesen in kommunistischen Regimen: Zum einen könne es als Mechanismus der Herrschaftsstabilisierung „von oben“

¹ Das Heft ist im Open Access zugänglich unter <https://sd.usd.cas.cz/contents/sod/2022/01.pdf> (letzter Zugriff 02.07.2022).

² Der Begriff geht zurück auf Fitzpatrick, Sheila: *Supplicants and Citizens. Public Letter-Writing in Soviet Russia in the 1930s*. In: *Slavic Review* 55 (1996) 1, 78-105.

³ *Lindenberger, Thomas: Die Diktatur der Grenzen. Zur Einleitung*. In: *Ders. (Hg.): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der Diktatur*. Köln 1999 (Zeithistorische Studien 12) 13-44.

betrachtet werden, gaben die Briefe doch Auskunft über Unzufriedenheit in der Bevölkerung und ermöglichten es dem Staat so, soziale und gesellschaftliche Konflikte frühzeitig zu erkennen und gegebenenfalls zu befrieden. Zum anderen bot die Korrespondenz mit dem Staat den Absender:innen die Möglichkeit, mit diesem über ihre individuellen und gruppenbezogenen Interessen in Verhandlung zu treten, wobei sie sich ideologische Diskurse „eigen-sinnig“ aneigneten. Letztlich, so argumentieren die Autoren, konnte das Beschwerdesystem die staatliche Herrschaft so lange stabilisieren, wie der Staat in der Lage war, auf die Briefe adäquat zu reagieren. Sie plädieren dafür, die Briefe als Quellen für den Wandel von Werthaltungen, Einstellungen und Mentalitäten der Akteur:innen zu analysieren.

Tomáš Vilímek gelingt in seiner folgenden Studie „Vážený soudruhu prezidentě: Stížnosti československých občanů adresované prezidentovi republiky v letech 1970-1989“ („„Sehr geehrter Genosse Präsident“: Beschwerden tschechoslowakischer Bürger an den Präsidenten der Republik 1970-1989“, S. 43-89) ein wichtiger empirischer Beitrag zum Forschungsfeld: eine systematische Auswertung eines Briefkorpus⁴ nach angesprochenen Themen und der Sozialstruktur der Absender:innen. Dazu analysiert er die Briefe, die die Bevölkerung während der Zeit der Normalisierung (normalizace) an den Staatspräsidenten verfasste, der in der Tschechoslowakei einer der beliebtesten Adressaten von Eingaben und Beschwerden war. Das Ergebnis ist zum einen eine detaillierte statistische Übersicht über Sozialstruktur, Geschlecht und Nationalität der Absender:innen über den gesamten Untersuchungszeitraum. Sie zeigt, dass 40 bis fast 50 Prozent der Absender:innen Rentner:innen waren, Frauen häufiger schrieben als Männer und auch andere Themen vorbrachten (Frauen schrieben eher über Belange der Sozialfürsorge, Männer über arbeits- oder eigentumsrechtliche Anliegen), und der tschechische Teil der Bevölkerung gegenüber dem slowakischen, auch in Relation zur jeweiligen Bevölkerungsgröße, deutlich überrepräsentiert war. Zum anderen wertet Vilímek den Inhalt der Briefe aus und identifiziert Wohnungsnot, Sozialpolitik (v. a. Rentenfragen), Arbeits- und Lohnfragen, Passangelegenheiten und das Bildungswesen als häufige Themen. Die statistische Auswertung ergänzt er um Fallstudien, mit denen er für jedes dieser Felder beleuchtet, wie die Kommunikation zwischen Beschwerdeführer:innen, Präsidialkanzlei und den für die Lösung des Anliegens zuständigen Ministerien und Nationalausschüssen funktionierte, wo Beschwerden gelöst werden konnten und wo dies scheiterte. Dazu gibt er einen Einblick in die Organisation und Arbeitsweise der mit den Beschwerden befassten eigenen Abteilung der Präsidialkanzlei. Nur ein kleiner Teil der Beschwerden war für die Absender:innen erfolgreich, zudem reagierte der Staatspräsident nie persönlich auf die Briefe. Dennoch kommt Vilímek zu dem Schluss, dass sich das Schreiben an den Präsidenten lohnen konnte, da Beschwerden fast immer zu einer erneuten Untersuchung des jeweiligen Anliegens führten.

⁴ Im analysierten Zeitraum gingen ca. 300000 Briefe beim Präsidenten ein. Bei seinen statistischen Aussagen stützt sich der Verfasser vor allem auf Auswertungen der Beschwerdeabteilung des Präsidialamts.

Vilímeks Studie hat für Forschende, die sich mit dem Eingabewesen in der Tschechoslowakei befassen, enormen Wert. Nicht nur bietet sie interessante Einsichten in die banal klingende, aber essentielle Frage, wer eigentlich die Verfasser:innen der Briefe an den Staat waren. Die Fallstudien in Summe liefern auch einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Funktionsweise des Eingabewesens. Als Leser:in wünscht man sich weitere Auswertungen dieser Art, etwa zu den Jahren 1948 bis 1969 oder zu anderen Adressaten.

Mit einem weiteren Adressaten von Bürgerbriefen befasst sich Jaroslav Pažout in seinem Beitrag „Pod dohledem VLKa. Výbor lidové kontroly SSR a agenda stížností, oznámení a podnětů občanů (1971-1990)“ („Unter der Aufsicht des VLK. Der Ausschuss zur Volkskontrolle der Slowakischen Sozialistischen Republik und die Agenda der Beschwerden, Eingaben und Anträge der Bürger (1971-1990)“, S. 90-129). Der VLK war von seiner Gründung 1971 bis zu seiner Auflösung 1990 das höchste Kontrollorgan der Slowakischen Sozialistischen Republik (Slovenská socialistická republika) innerhalb der Föderation. Er wurde nicht nur bei direkt adressierten Beschwerden tätig, sondern kontrollierte auch, wie andere Behörden auf Meldungen von Bürger:innen reagierten. In einer detailreichen Analyse beleuchtet Pažout Beschaffenheit und Wandel der Aufgaben, Organisation und Personalstruktur des VLK sowie dessen Zusammenarbeit mit Ministerien und Nationalausschüssen bei der Bearbeitung von Beschwerden. Dabei zeigt er anschaulich, wie schwer sich die Behörde tat, den an sie gerichteten Ansprüchen gerecht zu werden. Der VLK kämpfte zeit seines Bestehens mit internen organisatorischen Defiziten, einer holprigen Zusammenarbeit mit anderen Behörden und einer schwachen Regulierung des Eingabewesens.

Pažouts Studie liefert einen spannenden Blick hinter die Kulissen des VLK als einem wichtigen Empfänger von Bürgerbeschwerden und trägt eine spezifisch slowakische Perspektive zum Themenheft bei. Stellenweise hätte man sich einen stärkeren roten Faden und eine Weiterführung bestimmter Überlegungen gewünscht – etwa, wie die beiden Leiter des VLK, deren Werdegang der Autor schildert, die Arbeit der Behörde prägten oder welche Auswirkungen die Geschlechts- und Altersstruktur der Mitarbeiterschaft auf die Arbeit hatte. Demgegenüber steht aber eine kenntnisreiche Analyse, die klar zeigt, dass nicht nur die Bevölkerung, sondern auch der Staat als eine Vielzahl unterschiedlicher Akteure zu begreifen ist.

Abgerundet wird der Themenschwerpunkt mit Oldřich Tůmas Beitrag „Průhledy do měnících se nálad společnosti. Československý rozhlas a jeho posluchači v letech 1948-1989“ (Einblicke in die wechselnden Stimmungen der Gesellschaft. Der tschechoslowakische Rundfunk und seine Hörer in den Jahren 1948-1989, S. 130-146). Die tschechoslowakische Bevölkerung richtete ihre Anliegen nicht nur an staatliche Behörden, sondern auch an Presseorgane, das Fernsehen und den Rundfunk. Der Autor argumentiert, dass die Bevölkerung nicht nur eine passive Radiohörerschaft gewesen sei, sondern auch aktiv mit dem Sender in Interaktion getreten sei und sich in Briefen über das Programm sowie allgemeine Themen des öffentlichen Lebens geäußert habe. Dabei steht Tůma vor einer besonderen Herausforderung: Von den tausenden bis zehntausenden Briefen, die monatlich an den Rundfunk gingen, ist heute nichts mehr erhalten. Während Forschende in anderen Archiven sich also vor

Briefquellen oftmals kaum retten können, war der Autor hier auf die (glücklicherweise ausführlichen) Auswertungen und Berichte angewiesen, die die Redaktionen für die Rundfunkleitung verfassten. Aus ihnen lässt sich nicht nur nachvollziehen, worüber die Absender:innen schrieben, sondern auch, wie sich ihre Haltung zum Rundfunk wie auch zum Regime mit der Zeit wandelte. Tůma identifiziert vier Phasen der Interaktion: Von 1948 bis in die 1950er Jahre habe der Rundfunk vor allem als Propagandaorgan des Regimes fungiert, dessen Botschaften sich viele Zuhörer:innen in ihren Zuschriften aneigneten. Jedoch seien auch kritische Stimmen in den Briefen zu erkennen, die beispielsweise den hohen Anteil russischer Musik im Programm kritisierten. Mit der Liberalisierung der 1960er Jahre sei der Rundfunk programmatisch vielfältiger und inhaltlich kritischer geworden. Auch die Hörerschaft hätte sich an Diskussionen zur Programmentwicklung beteiligt und immer mehr internationale politische Entwicklungen kommentiert. Während des Prager Frühlings unterstützten die Hörer:innen die demokratischen Reformen und protestierten gegen den Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts im August 1968. In der Normalisierung habe sich der Rundfunk erneut zu einem Sprachrohr staatlicher Propaganda entwickelt – und sein Publikum teilweise verloren, wie Tůma aus den zunehmend formalisierten Berichten schließt, die kritische Stimmen nicht mehr aufgriffen. Insgesamt, so sein Fazit, lasse sich aus den Quellen zwar kein vollständiges Bild öffentlicher Diskussionen ablesen. Jedoch könne man Wandel in der Haltung der Bevölkerung zu bestimmten Themen und über die Jahre nachvollziehen.

Tůmas Studie zeigt einen Weg auf, Interaktionen zwischen der Bevölkerung und einer öffentlichen Instanz trotz schwieriger Quellenlage zu analysieren. Sie verdeutlicht das Potenzial jener Quellen, die in Reaktion auf die eigentlichen Briefe entstanden sind. Zudem gelingt es dem Autor, den Rundfunk als vielseitigen Akteur zu analysieren. Tůmas Studie fällt deutlich kürzer aus als die anderen Beiträge und so hätte es sich sicherlich noch gelohnt, die Erwartungshaltungen der Zuhörer:innen näher zu betrachten, die sich vom Rundfunk auch Hilfe bei Konflikten mit dem Staat erhofften. Dennoch bietet der Artikel spannende Erkenntnisse über die Rolle der Medien im tschechoslowakischen Eingabewesen.

Der Themenschwerpunkt der „Soudobé dějiny“ liefert einen wichtigen Beitrag zur Forschungsdiskussion um Bürgerbeschwerden als historische Quellen. Seine größte Stärke liegt in der Berücksichtigung unterschiedlicher Perspektiven sowie in der differenzierten Betrachtung der Akteur:innen, die mit den Beschwerden befasst waren. Insbesondere bezüglich der Adressaten trägt das Heft somit dazu bei, eine Forschungslücke zu schließen. Zudem gelingt den Autoren eine ausgewogene Mischung zwischen strukturellen Betrachtungen und konkreten Fallstudien. Anschauliche Beispiele und Zitate machen die Beiträge darüber hinaus zu einer anregenden Lektüre.

Das Thema hält noch so manche offene Frage und noch zu erforschende Perspektive bereit – eine Vertiefung der slowakischen Perspektive, die den Inhalt der Briefe in den Blick nimmt, beziehungsweise ein tschecho-slowakischer Vergleich bleiben ein Desiderat. Das schränkt die Leistung dieses Themenheftes jedoch keinesfalls ein, denn auf dessen Beiträge wird man bei zukünftigen Forschungen sicher gerne zurückgreifen.

Lehr, Stefan (Hg.): Unter Beobachtung. Vertriebenenverbände im Blick der sozialistischen Sicherheitsdienste.

De Gruyter Oldenbourg, Berlin, Boston 2022, 244 S. (Journal für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 5), 12 s/w- und farb. Abb., ISBN 978-3-11-079522-6.

Mit dem von Stefan Lehr im Auftrag des Oldenburger Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa herausgegebenen Sammelband¹ ist ein bedeutender Beitrag zu den deutschen Vertriebenenverbänden erschienen, die seit der Studie von Michael Schwartz über die nationalsozialistische Vergangenheit der Vertriebenenfunktionäre² nur noch selten die Aufmerksamkeit der Forschung erregt haben. Die Autorinnen und Autoren des Bandes profitierten dabei von dem mittlerweile besseren Zugang zu Geheimdienstunterlagen in Mittel- und Südosteuropa. Lehr formuliert in seiner Einleitung als Ziel des Bandes, einen Beitrag zur Institutionengeschichte der Vertriebenenverbände wie auch der Sicherheitsdienste sowie zur biografischen Erforschung der genannten Akteure zu leisten (S. 7). Gleichzeitig soll dadurch auch ein Vergleich zwischen den Geheimdiensten ermöglicht werden.

In den insgesamt 14, davon elf in deutscher und drei in englischer Sprache verfassten Beiträgen werden sechs Staaten untersucht: Neben der DDR beziehen sich drei auf Polen, vier auf die Tschechoslowakei (darunter zwei auf die Slowakei), zwei auf Ungarn, drei auf Rumänien und einer auf Jugoslawien. Während sich die Staatssicherheit der DDR vor allem für die Agitation der Vertriebenenverbände in Westdeutschland interessierte, fokussierten sich der ungarische und rumänische Sicherheitsdienst hauptsächlich auf die in diesen Ländern verbliebenen deutschen Minderheiten und deren Verbindungen nach Deutschland. Hiermit geht der Band über das im Titel genannte Thema der „Vertriebenenverbände“ hinaus. Weiterhin ging es den sozialistischen Nachrichtendiensten in Zeiten des Kalten Krieges nicht nur um den Kampf gegen den Revisionismus bzw. „Revanchismus“, sondern auch um den Antikommunismus der Landsmannschaften und die Furcht, diese könnten damit die in ihrer Heimat verbliebenen deutschen Minderheiten „infizieren“. Da die Geheimdienste nicht leicht Zugang zum Vertriebenenmilieu fanden, versuchten sie geeignete Kontaktpersonen als Agenten oder Informanten zu gewinnen und schreckten dabei nicht davor zurück, NS-belastete Personen als Spione anzuwerben, auf die sie wegen ihrer Vergangenheit Druck ausüben konnten.

Der erste Beitrag von Heike Amos zur Staatssicherheit der DDR zeigt, dass hier die ideologische Absicht, die Bundesrepublik zu diskreditieren, bestimmend war.³ Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) leistete mit seinen Recherchen zur NS-Vergangenheit von Vertriebenenpolitikern Zuarbeit für die staatliche Propaganda

¹ Der Band ist auch im Open Access zugänglich unter <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110795288/html#contents> (letzter Zugriff 04.07.2022).

² Schwartz, Michael: Funktionäre mit Vergangenheit. Das Gründungspräsidium des Bundesverbandes der Vertriebenen und das „Dritte Reich“. München 2013.

³ Genauer hierzu in der folgenden Arbeit der Autorin: Amos, Heike: Vertriebenenverbände im Fadenkreuz. Aktivitäten der DDR-Staatssicherheit 1949 bis 1989. München 2011.

gegen die Vertriebenenverbände. Diese „Revanchismuskampagnen“ fanden teilweise auch in Westdeutschland Gehör. Außerdem versuchte man, die Organisationen der Vertriebenen in Westberlin gezielt zu unterwandern. Ab den 1970er Jahren ließ mit der „Neuen Ostpolitik“ der Regierung Brandt das Interesse des MfS wegen des Bedeutungsverlusts der Vertriebenenverbände nach, während die staatliche Propaganda bei ihrer althergebrachten Floskel einer „revanchistischen Unterwanderung der Bundesrepublik“ blieb (S. 36).

Sebastian Rosenbaum kann in seinem instruktiven Artikel über den polnischen Sicherheitsdienst interessante Zahlen zu dessen Struktur vorlegen. So arbeiteten 1961 immerhin 90 von 320 ausländischen Agenten in der BRD, von denen jedoch nur 13 auf die Vertriebenenverbände abgestellt waren (S. 46). Dies ist angesichts der starken und anhaltenden Medienkampagne gegen deutsche Vertriebenenpolitiker (S. 42) erstaunlich wenig.⁴ Dabei richtete sich das Hauptinteresse auf die Landsmannschaft Schlesien, da insbesondere in Oberschlesien noch relativ viele Angehörige der deutschen Minderheit zurückgeblieben waren, während dies etwa in Pommern nicht der Fall war. Hier beobachtete der Sicherheitsdienst stattdessen, wie Paweł Migdałski in seinem Beitrag feststellt, eher die Kontakte westdeutscher Wissenschaftler und Heimatkundler zu ihren Herkunftsgebieten. Obwohl diese in erster Linie keine revisionistischen Interessen verfolgten, wurden auch sie in Zeiten des Ost-West-Konflikts als Verbreiter westlicher Ideen und potentielle Gefahr wahrgenommen. Michał Turski geht auf die Rolle des bisher kaum bekannten Gestapo-Übersetzers und späteren polnischen Häftlings Willi Zukriegel (1905-1976) ein, der nach seiner Entlassung und Ausreise nach Westberlin 1955 im Auftrag des polnischen Sicherheitsdienstes die Landsmannschaft Weichsel-Warthe beobachtete.

Immerhin vier der 14 Beiträge beschäftigen sich mit den Organisationen der Vertriebenen aus den böhmischen Ländern (Sudetendeutsche) und der Slowakei (Karpattendeutsche). Dem Beitrag von Stefan Lehr⁵ zufolge war der tschechische Sicherheitsdienst bei der Beobachtung der Sudetendeutschen Landsmannschaft genauer als der polnische und kam zu ähnlichen Ergebnissen wie die ostdeutsche Staatssicherheit, insbesondere was die fortschreitende Integration der Vertriebenen in Westdeutschland betraf. Es gelang ihm, den sudetendeutschen Funktionär Rudolf Hilf als Informanten, allerdings nicht als Agenten zu gewinnen (S. 96-98). Die katholische Ackermann-Gemeinde und ihr Bundesgeschäftsführer Adolf Kunzmann wurden, wie Niklas Zimmermann in seinem Beitrag schreibt, insbesondere wegen ihrer Hilfsaktionen für die katholische Kirche in der Tschechoslowakei observiert. Der tschechoslowakische Sicherheitsdienst überwachte auch die in der Slowakei verbliebene deutsche Minderheit, während die kleine und zersplitterte karpattendeutsche Gemeinde in der Bundesrepublik nur wenig Interesse auf sich zog. Die Versuche, den früheren Volksgruppenführer und SS-Sturmbannführer Franz Karmasin,

⁴ Hierzu vgl. auch *Jakubowska*, Anna: Der Bund der Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland und Polen (1957-2004). Selbst- und Fremddarstellung eines Vertriebenenverbandes. Marburg 2012 (Studien zur Ostmitteleuropaforschung 25).

⁵ Eine Monografie des Autors zu dem Thema ist in Vorbereitung (S. 85).

der nach dem Krieg zunächst von einem tschechoslowakischen Gericht in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden und in den 1960er Jahren im rechtslastigen Witikobund aktiv war, als Informanten zu gewinnen, blieben letztlich allerdings ohne Erfolg.

Grundlegend andere Ziele verfolgten die Sicherheitsdienste Ungarns, Rumäniens und Jugoslawiens. Da die für diese Länder relevanten Landsmannschaften nur relativ klein waren, keine revisionistischen Forderungen stellten und ihre Mitglieder auch nicht in ihre frühere Heimat zurückkehren wollten, waren sie für die südosteuropäischen Nachrichtendienste kein primäres Beobachtungsobjekt. Der ungarische und der rumänische Nachrichtendienst fokussierten sich stattdessen auf die im Land verbliebenen deutschen Minderheiten und ihre Kontakte in den Westen, wobei die Überwachung der deutschen Kulturarbeit in Ungarn nur graduell strenger war als die des übrigen Kulturlebens. In Rumänien interessierte sich die Securitate unter dem Ceaușescu-Regime daneben auch für rumäniendeutsche Auswanderer in die BRD, die sie ideologisch beeinflussen und dazu bringen wollte, ihre in Rumänien verbliebenen Landsleute zum Bleiben zu bewegen. Auch der jugoslawische Geheimdienst zeigte, nicht zuletzt wegen der relativ guten diplomatischen Beziehungen zu Westdeutschland, nur Interesse an Einzelpersonen in der BRD, insbesondere wenn diese mit kroatischen Exilorganisationen zusammenarbeiteten.

Im Ergebnis zeigt sich, dass nur die Staatssicherheit der DDR die westdeutschen Vertriebenenverbände in ihrer Gesamtheit observiert hat, während die anderen mittel- und südosteuropäischen Staaten ihr Augenmerk jeweils nur auf die für sie relevanten Organisationen lenkten. Der gegenseitige Austausch unter den Nachrichtendiensten war, folgt man den Hinweisen in diesem Sammelband, offenbar nicht besonders groß (S. 47). Während die Funktion wichtiger Einzelpersonen als Objekte der Beobachtung wie auch als Zuträger ausreichend deutlich wird, hätte es dem besseren Verständnis der Sicherheitsorgane gedient, wenn auch die staatliche Propaganda stärker einbezogen worden wäre. Der Ertrag des Bandes liegt daher weniger in der Institutionengeschichte als in der Geschichte der Ost-West-Beziehungen während des Kalten Krieges. Hierzu gehört etwa, dass in den ersten Nachkriegsjahren auch der spätere Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki für den polnischen Nachrichtendienst gearbeitet hat (S. 45) und dieser ab 1957 zudem den Soziologen und damals bekannten Vertriebenenforscher Manfred Max Wambach für seine Zwecke anwerben konnte (S. 47). Auch der Sudetendeutsche Rudolf Hilf arbeitete zeitweise zumindest mit dem tschechoslowakischen Nachrichtendienst zusammen. Spektulärere Einbrüche in die Netzwerke der Vertriebenen sind den Sicherheitsdiensten jenseits des Eisernen Vorhangs – so viel sei hier verraten – dagegen nicht gelungen.

Wheeler, Eleanor: Letters from Prague. 1947-1957. Edited by Doubravka Olšáková.
De Gruyter, Berlin 2022, 410 pp., ISBN 978-3-11-069040-8.

Kalinová, Agneša/Juráňová, Jana: My Seven Lives. Jana Juráňová in Conversation with Agneša Kalinová. Translated by Julia and Peter Sherwood.

Purdue University Press, West Lafayette 2021, 456 pp., ISBN 978-1-61249-719-8.

Central and East European gender studies is an expanding field, but primary sources in English on women's lives in the region are still relatively limited. One welcome development is the recent appearance of two memoirs from 20th-century Czechoslovakia. Eleanor Mitchell Wheeler (1907-1981) and her husband George Wheeler were American citizens who moved to Prague in 1947 and stayed until 1971. Agneša Kalinová (1924-2014) was a Slovak journalist and editor who emigrated to Munich in the 1970s with her husband Ladislav (Laco) Ján Kalina and their daughter Júlia (a prolific translator of Slovak literature into English, who has produced this translation of her mother's memoirs.) Although Wheeler's *Letters from Prague* (based on correspondence with friends back in the US) covers the relatively limited period of 1947 to 1957, and Kalinová's *My Seven Lives* (presented in the form of a dialogue with the writer Jana Juráňová) spans most of the 20th century, both books provide the perspectives of remarkable women who were actively engaged in the mid-century Czechoslovak cultural scene.

The Wheelers were both active in leftist causes (which hampered George Wheeler's career in government service, leading to his decision to emigrate), and Eleanor Wheeler's letters reveal a commitment to social justice on both sides of the Cold War divide. As the daughter of an American missionary, Wheeler herself had been raised in several foreign countries, including Soviet Ukraine, and her previous knowledge of Russian helped her to learn Czech relatively quickly, leading to her own career as a translator. Although many of her views are strikingly progressive even by today's standards, Wheeler's letters home accentuate the positive aspects of life under socialism, particularly those beneficial to a working mother of four young children, such as free medical care and a rigorous educational system. Wheeler's children come across as strikingly mature and articulate, and her enlightened interactions with them are among the highlights of her letters. Through her interactions with African-American expatriates in Prague, Wheeler is aware of the relative lack of racism, at least in the blatant forms of discrimination that were almost universal in the US at the time, but is also sensitive to casual anti-Semitism and widespread anti-Roma prejudice.

As a fluent Czech speaker, Wheeler follows the cultural developments of the period, including the 1955 polemic between the poet Pavel Kohout and the critic Jan Trefulka (the latter's expulsion from the Communist Party was later the partial inspiration for Milan Kundera's novel *The Joke*.) In Wheeler's account, Trefulka was rightfully criticized for his characterization of Kohout's readers as "hothouse youth who [...] get the gifts of socialism handed to them on a platter," and she adds that she has mentioned this incident "partly to show what type of real controversy does exist in the cultural world here." (p. 244-245) Wheeler's letters gradually begin to

reflect the increasing openness in Czechoslovak public discourse at the beginning of the post-Stalinist “Thaw,” such as her extensive discussion of the 2nd Czechoslovak Writer’s Union Congress in 1956, which she describes as an “atmosphere [...] of ebullient and, at times, anarchic criticism.” (p. 297) Wheeler herself begins to discuss politically sensitive issues more openly, although as she observes later that year, “We have lost many illusions, but we still can see that socialism works, and works better than capitalism, and is improving.” (p. 307) Her adopted homeland is far from perfect, but she criticizes the self-centered view of the world dominating US politics (which holds true to a considerable extent today): “The preoccupation with American problems first is especially dangerous in the main citadel of world imperialism [...] for Americans, isolation from the rest of the world is dangerous, we think.” (p. 333)

Wheeler’s volume is based on a collection held in the archives of the University of Washington in Seattle, which were edited for a projected publication by an unidentified recipient in the late 1960s or 1970s. While the editor Doubravka Olšáková’s introduction provides historical and biographical background and numerous footnotes (some of which seem unnecessarily general) it begins somewhat confusingly with obituaries for Eleanor and George Wheeler, which would have fit better at the end of the letters, while the source of the manuscript is not explained until an editorial note near the end of the book. Although the Wheelers remained in Czechoslovakia through the Prague Spring and the Warsaw Pact invasion, the letters end in December 1957, with only two letters from 1968 and 1970 added in a “postface.” These apparently come from a family archive whose correspondence continues throughout the 1960s, but were not part of the Seattle collection. As intriguing as it is to follow Wheeler’s descriptions through the early period of communist transition, it would have been even more enlightening to follow her family’s experience through the 1960s, rightfully considered the most culturally and politically eventful decade of modern Czech history.

As Agneša Kalinová notes at the beginning of her memoir, “a lifelong motif for me [is] something Central European: discontinuity.” (p. 1) She recalls her native Prešov as a “relatively small city [with] a livelier cultural life than many Slovak towns of comparable size,” as well as a “colorful mix of people [who] coexisted [...] in apparent harmony.” (p. 3) The “seven lives” of the title include: 1) her happy childhood and early adolescence in the interwar First Republic; 2) the increasing persecution in the wartime Slovak state and her escape to Hungary where she hid in a convent; 3) her life as a young woman in Bratislava during the postwar and early socialist years; 4) her participation in the cultural liberalization culminating in the “Prague Spring”; 5) the subsequent harassment and brief imprisonment during the “normalization” regime; 6) exile in Germany, where she remained alone after her husband’s premature death; and 7) the happier period after 1989, when she was able to return for frequent visits to Slovakia. Although Kalinová’s parents had been educated in Hungarian, her generation spoke mostly Slovak, often in the regional Šariš dialect, and she also read in French and German. By 1938, tolerance was giving way to wartime nationalism, and when the first deportations of young unmarried women began in 1942, Kalinová was exempted by faking a medical condition. After she ille-

gally escaped with family friends over the Hungarian border, her relatives in Budapest decided to send her to stay in a convent, where she lived for two and a half years. Reunited with other survivors after the war, she gradually learned further details on those who did not return, including her parents, and was haunted by the vanished faces of family and friends: "I told myself that I couldn't possibly mourn so many people, that I had to select just a few to mourn." (p. 89)

Like many in her generation who had lived through the war, Kalinová saw the possibility of a better future under socialism: "I thought that we would cherry-pick the most attractive elements of the Soviet system while building on the best democratic traditions of interwar Czechoslovakia." (p. 101) During this period, when she and her husband were able to meet prominent international visitors, "the cultural scene in Bratislava was very lively, with a full slate of events and impassioned discussions." (p. 112) A turning point in Kalinová's life came in 1952 when she was hired by the influential cultural and political weekly *Kultúrny život* (Cultural life). By the mid-1960s, although the movement toward reform felt like "a kind of bizarre, unpredictable dance" of steps forward and backward, the "oppressive atmosphere of fear had lifted." (p. 193) Kalinová describes her hopes for the Prague Spring: "in a nutshell: let's get rid of all the morons and ignoramuses in the top jobs and let's do it all ourselves, more smartly." (p. 200)

After the Warsaw Pact invasion, the Kalina family left for Vienna, only to return after a week. When the borders closed, they were subjected to nearly a decade of persecution (including imprisonment) before they were given permission to emigrate to Munich, where Laco Kalina died in 1981. Kalinová devoted herself to her work at Radio Free Europe, and she continued working at their new branch in Bratislava in 1990, after the Velvet Revolution, where she watched the Slovak independence movement with dismay: "I was convinced that it was better for Slovakia to develop within a wider context, that it needed the Czech yardstick and the broader horizon, and at the same time, that the Czechs needed the distinct Slovak perspective as a contrast to their elitism and illusions of grandeur." However, she concludes in retrospect that the separation of the two countries may have been "the best and least painful solution." (p. 339-340) Along with the structure provided by Jana Juráňová's insightful but inobtrusive questions, the book benefits from the unique insight of the translator Júlia Sherwood, who lived through many of its key events herself. While it is occasionally difficult to follow the numerous relatives and friends who reappear across decades, there is a detailed appendix that includes almost everyone mentioned in the text, many prominent in the Czechoslovak cultural scene.

Eleanor Mitchell Wheeler's *Letters from Prague* and Agneša Kalinová's *My Seven Lives* provide intriguing portraits of 20th-century Czechoslovakia by women whose experiences were not entirely typical, but which display the intensity of cultural and literary life in the region. Both are valuable sources for specialists of social and gender history, as well as (Kalinová's in particular) for students of Slovak, Czech, and Central European culture.

Smyčka, Václav: Das Gedächtnis der Vertreibung. Interkulturelle Perspektiven auf deutsche und tschechische Gegenwartsliteratur und Erinnerungskulturen.

Transcript Verlag, Bielefeld 2019, 258 S. (Interkulturalität. Studien zur Sprache, Literatur und Gesellschaft 15), ISBN 978-3-8376-4386-2.

Mit seiner Studie „Das Gedächtnis der Vertreibung“ leistet der tschechische Kulturwissenschaftler Václav Smyčka einen innovativen Beitrag zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Narrativen über die Zwangsmigration der Deutschen aus der Tschechoslowakei nach 1945. Er fragt, ob bzw. wie sich mit dem Tod der betroffenen Vertriebenengeneration, aber auch derjenigen, die an den Vertreibungen teilgenommen haben, das kulturelle Gedächtnis gewandelt hat. Dabei konzentriert er sich auf die deutsche und tschechische Literatur der Jahrtausendwende, an der insbesondere ein zunehmender Erinnerungsboom sowie ein Wechsel zur Postmemory-Generation festzumachen ist. Zu Letzterer zählen in Anlehnung an Marianne Hirsch Autorinnen und Autoren, deren Wissen über die Vertreibung auf Erzählungen in der Familie oder öffentlichen Geschichtsdiskursen, nicht aber auf eigener Erfahrung beruht. Neben literarischen Texten, die Smyčka als „Medien einer genuin literarischen Erinnerungs- bzw. Posterinnerungsarbeit“ (S. 19) charakterisiert, analysiert er auch Filme, Fotografien, Buchcover und Paratexte wie Filmtrailer, da auch sie die Erinnerungskultur prägen.

Das Buch besteht aus drei Hauptteilen, von denen der zweite, „Erinnerungsstrategien“, der umfangreichste ist. Anhand ausgewählter Texte werden hier sieben Erinnerungsstrategien erläutert: „Dokumentieren“, „Deuten“, „Ermitteln“, „Zerlegte Erinnerungen ausstellen“, „Trauma beschwören/inszenieren“, „Genealogien zeichnen“ und „In Landschaften lesen“. Die titelgebenden Kategorisierungen verweisen auf unterschiedliche Formen der künstlerischen Auseinandersetzung mit der Vertreibung, lassen aber zugleich auch gemeinsame Darstellungsweisen aufscheinen. So entspricht z.B. der dokumentarisch angelegte, auf Authentizität abzielende „Tatsachenroman“, für den die „Verdichtung“ der Vergangenheitsdiskurse charakteristisch ist, der ersten Kategorie, wiewohl er gleichzeitig auch ästhetische Funktionen erfüllt.

Lassen sich für alle Strategien tschechische und deutsche Beispiele finden, arbeitet Smyčka bei Diskursen und Topoi doch unterschiedliche Tendenzen heraus: Während in den untersuchten deutschen Romanen nicht selten völkische Vergangenheitsdiskurse vorkommen (z.B. in Wilhelm Böhm's „Auf des Messers Schneide“¹ und Emil Karl Stöhr's „Vertreibung aus dem Paradies der Kindheit“²), finden sich in den tschechischen Beispielen vermehrt mythisch-mystische Elemente und eine christliche Symbolik, die als Mittel der Stabilisierung von Erinnerung genutzt werden (z.B. in František Hobizal's „Schreinersdorfer Wurzeln“³ und Věra Fojtová's „Vergib uns ihre Schuld“⁴). In der Gattung Krimi hingegen thematisieren deutsche

¹ Böhm, Wilhelm: Auf des Messers Schneide. Nürnberg 2005.

² Stöhr, Karl Emil: Vertreibung aus dem Paradies der Kindheit. Frankfurt am Main 2004.

³ Hobizal, František: Schreinerské kořeny [Schreinersdorfer Wurzeln]. České Budějovice 1996.

⁴ Fojtová, Věra: Odpust' nám jejich viny [Vergib uns ihre Schuld]. Praha 2004.

wie tschechische Kriminalromane gleichermaßen den Zerfall der rechtlichen Norm und verbinden vergangene mit heutigen Verbrechen (z. B. in Miroslav Skačáni's „Das letzte Opfer des Krieges“⁵ und Robert Domes' „Voralpenphönix“⁶). Als wohl bekanntes Beispiel für einen solchen historischen Bogen, der sich von der NS-Zeit über die Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 bis zum Fall des Kommunismus 1989 spannt, führt Smyčka die Graphic Novel „Alois Nebel“⁷ von Jaroslav Rudiš und Jaromír 99 (Jaromír Švejdlík) an, deren erfolgreiche Verfilmung in Tschechien Kultstatus genießt.

Werke aus der Kategorie „Zerlegte Erinnerungen ausstellen“ sind wiederum durch eine hypertextuelle Schreibweise gekennzeichnet, die nach Smyčka den Abstand der empirischen Autorinnen und Autoren von den historischen Ereignissen markiert. Diese würden fragmentarisch und brüchig geschildert, mit grotesken Elementen angereichert, sprachlich kodiert, seien auf das „Nachleben“ fokussiert, nicht etwa auf die Darstellung der Ereignisse selbst. Texte dieser Kategorie böten „ein Labyrinth der Bruchstücke des kulturellen Gedächtnisses“ (S. 104), so z. B. Gerold Tietz' Roman „Böhmisches Richtfest“⁸ oder Reinhard Jirgl's „Die Unvollendeten“⁹.

An Jirgl's komplexer Erinnerungsstrategie diskutiert Smyčka zudem die Schriftbildlichkeit als ästhetisches Stilmittel und nimmt daraufhin auch die Buchgestaltungen in den Blick, etwa die Wirkung von Frakturschrift auf dem Cover eines tschechischen Buches.

Neben der literarischen Auseinandersetzung mit Traumata z. B. in Romanen von Corina Antelmann, Radka Denemarková, Pavel Kohout und Joachim Süß setzt sich das Buch auch mit Fotografien von Lukáš Houdek auseinander. Dieser stellt in seiner Fotoserie „The Art of Killing“ mit historisch eingekleideten Barbie- und Ken-Puppen Gewaltszenen aus Augenzeugenberichten nach. Smyčka geht auf den Verfremdungseffekt der Bilder ein und verweist auf Schwierigkeiten in der Repräsentation von traumatischer Vergangenheit und in der Arbeit mit dem Trauma als einem erinnerungspolitischen Mittel. Das gilt auch für die Generationenromane, darunter auffällig viele Werke, die sich dem Körper-Gedächtnis widmen. So werden in Texten von Jakuba Katalpa, Angelika Overath und Kateřina Tučková (weibliche) Körper zu Hütern der Erinnerung.¹⁰ Nicht zuletzt identifiziert der Autor auch die Landschaft als ein wichtiges Medium der Erinnerung. Beispiele dafür, wie das vergessene Sudetenland in Tschechien wiederentdeckt und neubelebt wurde, sind die Prosa von Ilse Tielsch und die Lyrik von Radek Fridrich.¹¹

⁵ Skačáni, Miroslav: *Poslední oběť války* [Das letzte Opfer des Krieges]. Telč 2012.

⁶ Domes, Robert: *Voralpenphönix*. Allgäu Krimi. Köln 2014.

⁷ Rudiš, Jaroslav / Jaromír 99: *Alois Nebel*. Leipzig 2012.

⁸ Tietz, Gerold: *Böhmisches Richtfest*. Passau 2007.

⁹ Jirgl, Reinhard: *Die Unvollendeten*. München 2003.

¹⁰ Katalpa, Jakuba: *Němci* [Die Deutschen]. Brno 2012; Overath, Angelika: *Nahe Tage*. Göttingen 2005; Tučková, Kateřina: *Vyhnání Gerty Schnirch* [Die Vertreibung der Gerta Schnirch]. Brno 2009.

¹¹ Tielsch, Ilse: „Manchmal ein Traum, der nach Salz schmeckt“. *Gesammelte Gedichte*. Wien 2011; Fridrich, Radek: *Erzherz*. Olmouc 2002; *Ders.*: *Molchloch*. Brno 2004; *Ders.*: *Šrakakel/der Schreckliche*. Děčín 2005; *Ders.*: *Krooa krooa*, Brno 2011; *Ders.*: *Nebožky/Selige*. Opava 2011.

Im letzten Teil seines Buches greift Smyčka die Problematik interkulturellen Erinnerns auf, darunter fasst er z.B. das Übersetzen (literarischer) Erinnerungen sowie die Frage nach den Mechanismen einer „entangled memory“. Vom konkreten Übersetzungsvergleich über willkürliche Texteingriffe kommt er unter anderem auf das „Re-framing“ und die Re-medialisierung“ zu sprechen, durch die z.B. in deutschen und tschechischen Filmtrailern divergierende Interpretationen produziert werden, die wiederum unterschiedliche Erwartungen an die Filme evozieren. Im Extremfall könne das zu verzerrten Geschichtsbildern und verschwimmenden Opfer- und Täterrollen führen. Diese Tendenz zeige sich deutlich in Texten, die die Erinnerungskomplexe von Holocaust und Vertreibung verschränken (S. 221).

Václav Smyčka bietet mit „Das Gedächtnis der Vertreibung“ einen weit gespannten Überblick nicht nur über die deutsche und tschechische literarische Darstellung der Vertreibung, sondern auch einen umfassenden Einblick in die Literatur zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung. Theoretisch stützt er sich vorwiegend auf Jan Assmanns Konzept des „floating gap“, einen fließenden Übergang von Erinnerungen aus dem kommunikativen Gedächtnis der Augenzeugen in das kulturelle Gedächtnis. Smyčka gelangt dabei zu der These, der Generationenwechsel in Deutschland und Tschechien habe den entscheidenden Wandel in der Erinnerungskultur gebracht. Erst durch ihn hätten sich neue Vertreibungsnarrative und Darstellungsmodi entwickelt. Auch wenn die Texte, mit denen Smyčka argumentiert, dies zu belegen scheinen, ließe sich dagegen einwenden, dass es einen entscheidenden Unterschied zwischen dem tschechischen und dem (west)deutschen Fall gibt. Denn in der Tschechoslowakei hatte die Erlebnisgeneration bis 1989 nur beschränkte Möglichkeiten, öffentlich über das Thema „Vertreibung“ zu sprechen. Erst in den 1990er Jahren begann sich dann ein unzensiertes Gedächtnis an die Vertreibung zu entwickeln. Das legt die Beobachtung nahe, dass eine neue Generation von Autorinnen und Autoren ein für sie neues historisches Narrativ gestaltet – und zwar ohne erklärten Bezug auf die Erinnerungen der Augenzeugen.

Smyčkas Buch besticht insgesamt durch seine Klarheit in der Struktur und die überzeugende methodologische Herangehensweise an ein überaus komplexes Thema. Anhand bekannter und weniger bekannter Texte führt es den Leserinnen und Lesern erhellend vor Augen, wie sich die Erinnerungskultur in Tschechien und Deutschland in den letzten dreißig Jahren entwickelt hat und wie unterschiedlich sie dabei vorgegangen ist. Was im kollektiven Gedächtnis auf lange Sicht haften bleibt, so Smyčka, ist jedoch offen.

Devátá, Markéta/Tůma, Oldřich/Čermáková, Barbora/Tučková, Michaela/Weber, David: Pamětní místa na komunistický režim v České republice [Gedenkort des kommunistischen Regimes in der Tschechischen Republik].

Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 2021, 1315 S., ISBN 978-80-7285-248-2.

Tschechien erlebte am Ende des vorigen Jahrzehnts zahlreiche historische Jubiläen. In den Jahren 2018 und 2019 wurde an 30 Jahre Samtene Revolution im Herbst 1989, an 50 Jahre Niederschlagung des Prager Frühlings im Sommer 1968 und an 70 Jahre kommunistische Machtergreifung im Frühjahr 1948 erinnert. Dieses geballte kollektive Erinnern nahm eine Gruppe von Forschern des Prager Instituts für Zeitgeschichte zum Anlass, eine weit mehr als eintausend Seiten umfassende Enzyklopädie der Gedenkstätten zu erstellen, die die Zeit der kommunistischen Herrschaft in den Jahren 1948 bis 1989 behandelt. Den empirischen Anspruch begründet das Autorenkollektiv einleitend damit, dass die historische Gedächtnisforschung in Tschechien zwar einen Aufschwung erlebte, die Auswahl der Quellen aber oft willkürlich sei. Dies führte demnach bisher zu wenig überzeugenden Schlussfolgerungen (S. 13).

Ebenfalls in der Einleitung nehmen die Autoren eine Begriffsklärung vor. Sie schreiben, bei den insgesamt 807 dokumentierten Gedenkortorten handele es sich nicht um „Erinnerungsorte“ im Sinne der Definition von Pierre Nora, die sich nicht auf konkrete Gedenkstätten, sondern auf identitätsstiftende Erzählungen beziehen. Die grundlegenden Parameter der tschechischen Gedenklandschaft quantifizieren sie zeitlich, inhaltlich und räumlich (S. 13-19). Dabei fällt auf, dass sich mehr als 400 und damit über die Hälfte der Denkmäler auf die als besonders menschenverachtende kommunistische Herrschaftsperiode der 1950er Jahre beziehen. Ebenfalls überdurchschnittlich häufig wird an die Ereignisse der Jahre 1968 und 1969 sowie an das Jahr der Samtenen Revolution erinnert. Dagegen ist die Erinnerung an die „Normalisierung“ der 1970er und 1980er-Jahre und an den kommunistischen Februarumsturz von 1948 im öffentlichen Raum kaum sichtbar.

Erschöpfend können die mehreren Hundert deskriptiven Fallstudien der Enzyklopädie hier nicht besprochen werden. Doch es lohnt sich, den Blick auf ein hochkontroverses Thema der Erinnerung an die frühen Jahre der kommunistischen Herrschaft zu lenken. Gemeint sind die Taten der Brüder Ctirad und Josef Mašín. Sie erbeuteten in den frühen 1950er Jahren Waffen und Sprengstoff für einen geplanten größeren Aufstand gegen das Regime. Zu einem solchen kam es nie, doch töteten sie sowohl in der Tschechoslowakei als auch auf ihrer Flucht über die DDR mehrere Polizisten. Wie legitim diese Tötungen waren, ist in der tschechischen Debatte bis heute umstritten. Die Einleitung skizziert diese Problematik (S. 24-26). Leider umreißen die kurzen Texte über die einzelnen Gedenkstätten zwar die Biografie der Erinnerten, geben aber kaum Aufschluss über die Entstehung der Denkmäler und die treibenden Kräfte dahinter.

Besser gelingt die Diskussion über die Entstehungsgeschichte bei den Denkmälern, die den Grenzwächtern am „Eisernen Vorhang“ gewidmet sind. Einleitung und Fallbeispiele thematisieren Akteure wie den Tschechischen Grenzlandklub (Klub českého pohraničí), der nach 1989 mit deutschfeindlicher Konnotation die Errichtung von Gedenkstätten vorantrieb, wegen seiner unkritischen Rezeption der

Gewalt an der Grenze aber zugleich vom tschechischen Innenministerium beobachtet wurde. Leider formulieren die Autoren nicht deutlich genug, dass vor und nach 1989 die Gedenkstätten von Akteuren mit unterschiedlichster Einstellung zum kommunistischen Regime errichtet wurden. Diametral entgegengesetzt waren die Intentionen etwa bei Gedenkplatten für den Studenten Jan Palach, der sich 1969 aus Verzweiflung über die Niederschlagung des Prager Frühlings verbrannte und jener am Geburtshaus des damaligen tschechoslowakischen Staatspräsidenten Ludvík Svoboda in Hroznatín im Kreis Vysočina. Während die Tafel am Geburtshaus Svobodas schon 1980 installiert wurde, folgte die Errichtung eines mannshohen Gedenksteins im selben Ort erst 2013, also weit nach dem Fall des kommunistischen Regimes.

Ansonsten haben die Denkmäler in der Region Vysočina einen starken Schwerpunkt auf die Verfolgung der katholischen Kirche. Es geht insbesondere um den Priester Josef Toufar, der beschuldigt wurde, in einer dortigen Gemeinde ein „Wunder“ inszeniert zu haben. Zugleich argumentieren die Autoren, dass es keine regional differenzierten Gedenkkulturen gibt, sondern dass die Errichtung von Denkmälern im Wesentlichen auf den Ortsbezug und das Engagement lokaler Initiativen zurückgeht (S. 17-18). Löblicherweise bemühen sich die Autoren dennoch, die tschechische Erinnerungskultur in einen internationalen Kontext zu stellen. So schreiben sie in der Einleitung von einer „radikalen Dekommunisierung“ des öffentlichen Raums (S. 31-34), während etwa die Statue von Ernst Thälmann noch heute am Berliner Prenzlauer Berg steht. Leider findet kein Vergleich mit der benachbarten Slowakei statt, wo das Gedenken an die Rote Armee weiterhin stark sichtbar ist.

Fraglos schließt das vorliegende Werk gerade durch seinen enzyklopädischen Charakter eine Lücke. Für Forscher und andere Interessierte bietet es Anregungen, sich tiefer mit der Erinnerung an die Jahre 1948 bis 1989 zu beschäftigen. Die inhaltlich identische und kostenfreie Online-Version¹ macht den Zugang noch niedrigschwelliger. Gleichwohl wäre auch in einem empirischen Werk eine stärkere Einbettung in die historischen Zusammenhänge wünschenswert.

Eschborn

Niklas Zimmermann

¹ Die der Publikation zugrundeliegende Datenbank kann nach Regionen, Themen, anhand der Zeitachse oder im Volltext durchsucht werden: <http://www.pametnimista.usd.cas.cz/> (letzter Zugriff 25.07.2022).

Müller-Funk, Wolfgang/Budňák, Jan/Pospíšil, Tomáš/Urválek, Aleš (Hgg.): 30 Jahre Grenze und Nachbarschaft in Zentraleuropa. Literatur, Kultur und Geschichte.

Narr Francke Attempto Verlag, Tübingen 2022, 331 S. (Kultur – Herrschaft – Differenz 27), zahlr. Abb., ISBN 978-3-7720-8723-3.

Das wissenschaftliche Symposium mit dem Titel „30 Jahre Grenze und Nachbarschaft“ war eine der zahlreichen Veranstaltungen, die im Jahr 2019 aus Anlass des 30. Jahrestages der Samtenen Revolution in der Tschechoslowakei stattfanden. Es knüpfte an die Tradition grenzüberschreitender Symposien an, die bereits

kurz nach der Revolution im Rahmen der Waldviertelakademie etabliert worden war. Ziel der wissenschaftlichen Begegnung an der tschechisch-österreichischen Grenze (zufällig kurz vor der zeitweisen und vermutlich einmaligen Grenzschließung infolge der Covid-19-Pandemie) war die interdisziplinäre Diskussion über das Thema der Grenze und Nachbarschaft aus Perspektive eines breiten Spektrums an Fachgebieten wie der Literatur, Sprache, Geschichte und weiteren. Das vorliegende Buch präsentiert die Ergebnisse dieses Symposiums.

Die Beiträge sind in fünf thematische Blöcke eingeteilt. Der erste Teil zu „Grenze und Nachbarschaft“ beginnt mit Wolfgang Müller-Funk, der Milan Kunderas Roman „Nesnesitelná lehkost bytí“ (Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins), Václav Havels Essay „Moc bezmocných“ (dt. Titel: Versuch, in der Wahrheit zu leben) sowie Jiří Grušas Essay „Beneš jako Rakušan“ (Beneš als Österreicher) hinsichtlich ihrer Auffassung des Havel'schen „Lebens in der Wahrheit“ analysiert. Weiter untersucht er die historischen Wurzeln der Ereignisse der Jahre 1968 und 1989 und kommt zu dem folgenden Schluss: „eine offene Gesellschaft kann auf Grund der Geschichte des Halbkontinents nur europäisch ausgestaltet werden“ (S. 37). Der Beitrag von Lukáš Fasora befasst sich mit dem Zusammenleben von Tschechen und Deutschen in der späten Habsburgermonarchie sowie der Beziehung beider Nationalitäten zu Österreich, die er für die Periode vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs als „erträgliche Unzufriedenheit“ (S. 39) charakterisiert. Zerstört wurde diese Kultur demnach durch das Regime der militärisch-bürokratischen Diktatur der Jahre 1914 bis 1916 sowie die Tatsache, dass über das Schicksal Österreichs und seiner Nationalitäten mehr und mehr im Ausland entschieden wurde. Im darauffolgenden Text verfolgt Oliver Rathkolb die komplizierte Entwicklung der Beziehungen zwischen Österreich und der Tschechoslowakei nach dem Fall der Monarchie. Dabei richtet er seine Aufmerksamkeit auf den Aufbau der wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit in den 1920er Jahren, die Verschlechterung der Beziehungen nach der Zerschlagung der Demokratie in Österreich im Jahr 1933, die sehr spezifische Form der tschechisch-österreichischen Beziehungen in der Zeit des nationalsozialistischen Regimes, den Einfluss der Frage der Aussiedlung der Sudetendeutschen und der Enteignungen nach dem Zweiten Weltkrieg, wie auch die Konflikte um die Menschenrechte in der Tschechoslowakei in den 1970er und 1980er Jahren. Stefan Michael Newerkla analysiert die linguistisch-kulturellen Kontakträume im Rahmen der Habsburgermonarchie und die aus ihnen hervorgegangene breite sprachliche und kulturelle Konvergenz.

Die Beiträge in der zweiten Sektion widmen sich der Reflexion der mitteleuropäischen Geschichte in der Literatur. Alfrun Kliems erörtert die Romane von Radka Denemarková, Reinhard Jirgl und Szczepan Twardoch, und untersucht, wie die aus dem Krieg sowie der Vertreibung und Gewalt in der Nachkriegszeit entstandenen transgenerationellen Traumata in ihren Texten latent aktiv wirken. Mit der tschechischen Schriftstellerin Radka Denemarková befasst sich auch Alexandra Millner, die deren Romane „Peníze od Hitlera“ (dt. Titel: Ein herrlicher Flecken Erde) und „Příspěvek k dějinám radosti“ (Ein Beitrag zur Geschichte der Freude) untersucht, wobei sie sich darauf konzentriert, in welcher Art und Weise die Autorin die Tabus der tschechischen Gesellschaft und die Verdrängung von unangenehmen Kapiteln

der Vergangenheit behandelt. Schließlich rekonstruiert Gertraude Zand die Freundschaft der Schriftstellerinnen Friederike Mayröcker und Bohumila Grögerová sowie ihre Kontakte von den 1960er Jahren bis in die Zeit nach der Samtenen Revolution in der Tschechoslowakei. Eine literarische Ausrichtung hat auch der dritte Themenblock mit dem Titel „Repräsentationen von Grenzen“. Milka Car analysiert in ihrem Beitrag die Grenzerfahrungen in der Novelle des kroatischen Schriftstellers Miroslav Krleža „Der Großmeister aller Schurken“. Zdeněk Mareček widmet sich in seinem Aufsatz den österreichischen Autoren Karl-Markus Gauß und Beppo Bayerl sowie ihren Texten, die sich mit dem Thema der Grenze und der Grenzregionen befassen.

Das vierte Themenfeld umfasst drei Fallstudien aus verschiedenen Teilen Zentral-europas, die durch den interkulturellen Charakter der gewählten Regionen verknüpft sind. Marijan Bobinac bringt die ethnisch, sprachlich und religiös abwechslungsreiche Entwicklung der Hafenstadt Rijeka im heutigen Kroatien nahe. Friedrich Polleroß widmet sich der Migration der Juden zwischen Südmähren und Niederösterreich vom 17. bis 20. Jahrhundert und beschreibt detailliert die Schicksale einiger jüdischer Familien, die mit der südmährischen Gemeinde Šafov (Schaffa) verbunden waren. Daniel Lyčka rekonstruiert die Geschichte der liechtensteinischen Ziegel- und Keramikfabrik in Poštorná (Unterthemenau), deren Entwicklung nach Ende des Ersten Weltkriegs deutlich durch die Angliederung dieser ursprünglich niederösterreichischen Gemeinde an die Tschechoslowakei geprägt wurde.

Der letzte Block ist einigen ausgewählten Persönlichkeiten gewidmet, die verschiedene Bereiche der intellektuellen und künstlerischen Welt im Mitteleuropa der Zwischenkriegszeit repräsentieren. Michaela Kuklová befasst sich mit den Autobiografien der deutschsprachigen Komiker Paul Hörbiger, Max Böhm und Fritz Eckhardt, denen gemeinsam ist, dass ihre Theateranfänge mit dem nordböhmischen Liberec (Reichenberg) in Verbindung standen. Jan Budňák schreibt über den sehr aktiven proletarischen Freidenker Theodor Hartwig (1872-1958), einen geborenen Wiener, der vor dem Ersten Weltkrieg nach Brünn übersiedelte und im Jahr 1918 tschechoslowakischer Staatsbürger wurde. Im letzten Beitrag widmet sich Aleš Urválek zwei bemerkenswerten Persönlichkeiten, die mit der europäischen bzw. paneuropäischen Bewegung verbunden sind – Richard Coudenhove-Kalergi und Karl Anton Rohan, deren Lebensschicksale, Aktivitäten und Denken er anhand ihrer Memoiren analysiert.

Wie aus dem skizzierten Überblick ersichtlich ist, handelt es sich um einen Band, der ein sehr breites Spektrum an Themen, Methoden und Fachgebieten verknüpft, darunter Geschichtswissenschaft, Linguistik und Literaturwissenschaft. Der Band enthält sowohl Übersichtsdarstellungen als auch enger fokussierte Fallstudien. Die große thematische Spannweite schafft einerseits einen breiten interdisziplinären Blick auf Grenzen und Nachbarschaft, respektive auf das Zusammenleben und den kulturellen Austausch im mitteleuropäischen Raum im langen Zeithorizont vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Andererseits jedoch grenzt der großzügig umrissene Inhalt des Bandes stellenweise an eine thematische Zersplitterung. Insgesamt aber lässt sich konstatieren, dass das Buch ein lesenswerter interdisziplinärer Beitrag zur mitteleuropäischen Geschichte und Kultur ist. Er ist zugleich ein sym-

pathischer Beweis der guten grenzüberschreitenden Zusammenarbeit der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im heutigen Zentraleuropa.

Ústí nad Labem

Tomáš Okurka

Herza, Filip: Imaginace jinakosti. Pražské přehledky lidských kuriozit v 19. a 20. století [Imagination of Otherness. The “Freak” Shows in Prague in the 19th and 20th Century].

Scriptorium, Praha 2020, 256 pp., zahlr. Abb., ISBN 978-80-7649-001-7.

My review models a dialogue between Filip Herza and Helen Davies (2015),¹ the authors of two books that historicize the construction of freakery as an ambivalent process – in the Czech lands and Great Britain, respectively. With this syntopical reading,² I sharpen the challenges in moving beyond the limits of master narratives, for a more historically accurate vision on the social representation of otherness as “a process of knowledge production that is related to a series of socio-cultural influences.”³ Both authors consciously provoke an uncomfortable sense of identification with “others” through blurring “the boundaries between audience and performers, the ‘normal’ and ‘abnormal’, the ‘self’ and ‘other’ [...] in a constant process of negotiation and reconstruction.”⁴

Davies succeeds in exploring “an intoxication with the imagined sexual thrills of freakery which actually prohibits any consummation of our desire to possess the past.”⁵ Herza focuses on the germination of otherness into national identity and examines how its pillars, including nobility, motherhood, power, and authenticity, are exaggerated when they are attributed to “freaks.” The interactive manner of storytelling (the use of “we” to refer to readers and oneself, posing questions, inviting the comparison of content with readers’ personal experiences) is only a part of Herza’s style. Along with systematic historical interference in the formation of the collective “we,” Herza explicitly calls upon the reader to weigh the role of physical otherness, and even monstrosity, in the representative identities of Czechs. One compelling reason to review Herza’s book in comparison with Davies’s text is the notable similarity of their frameworks: the main part of *Imaginace jinakosti* (Imagination of Otherness) covers four cases, of the giant Josef Drásal, the Dahomey Amazons, the “Siamese twins” Blažek, and the Lilliput shows, while Davies’ book consists of five cases, four of which touch upon the same types of freakery.

It is not only similarities but also differences – even on the verge of mutually exclusive approaches – that connect these authors, stemming from opposing views

¹ Davies, Helen: Neo-Victorian Freakery. The Cultural Afterlife of the Victorian Freak Show. Houndmills/Basingstoke, New York 2015.

² More about syntopical reading can be found in Adler, Mortimer J./van Charles, Doren: How to Read a Book. The Classic Guide to Intelligent Reading. New York et al. 2011, 313–317.

³ Mannarini, Terri/Veltri, Giuseppe A./Salvatore, Sergio (eds): Media and Social Representations of Otherness. Houndmills/Basingstoke, New York 2020, 18.

⁴ Davies: Neo-Victorian Freakery 206 (cf. fn. 1).

⁵ Ibid. 205 (cf. fn. 1).

on the historical continuity of freakery, which came into its heyday in the nineteenth century. Davies brings forward the complex relationship between the history of freak shows and the recent popularity of neo-Victorianism. Herza presents the decline and gradual demise of Prague's freak culture in the 1940s (pp. 25-26), posting it as a main difference in the history of freakery in the Czech lands in comparison with the United States and Great Britain (p. 216). Furthermore, he remains ambivalent regarding its historical echo during the socialist period (pp. 120-121). This apparent difference in approaching the timeline of freak culture impels Davies and Herza to pose different research questions and to develop different methodologies for their historicization.

Being directly interested in "extending the ethical work of neo-Victorianism in terms of redressing past inequalities of gender, sexuality, race, and class,"⁶ Davies examines, "[T]o what extent does the representation of freak show performers in neo-Victorianism think beyond oppressive and exploitative understandings of bodily difference in the Victorian era and our own cultural moment?"⁷ In a generally formulated goal "to think more consistently about the relationship between the historically very diversely conceived abnormality and the embodied differences, the breeding and interactions of which led to the production of particular historical discourses, practices, institutions," (p. 43) the reader decodes Herza's consistent interest in the question, "Who's afraid of identity politics?" The goal is embedded in questioning the role of intersectionality of disability, class, gender, and ethnicity/race.⁸

Davies builds her narration around the mutual interrogation of history and literature; the "self-conscious collapsing of the boundaries between 'fact' and 'lies' is particularly suggestive in terms of neo-Victorianism's investment in questioning [...] the genre's ideological commitment to offering alternative versions of the nineteenth century."⁹ Relying on the exploration of "pertinent allegories with metatextual implications,"¹⁰ she provides multiple forms of evidence for the different ways in which "a literary text comes to terms with the pressure of historical events and forces."¹¹ Her argument for using this methodology is "a very limited 'official' historical record of certain social groups or individuals, [for whom] fictionalisation becomes an important strategy for redressing historical power inequalities."¹² At the same time, the reader remains puzzled by missing an exploration of the continuity between Britain's past of freak shows and their present in neo-Victorian fiction, despite the fact that Davies acknowledges the ongoing process of freakery identities being reproduced: "Freak show representation certainly does become the carrier of

⁶ *Ibid.* 3 (cf. fn. 1).

⁷ *Ibid.*

⁸ *Alcoff*, Linda M.: Who's Afraid of Identity Politics? In: *Moya*, Paula M. L. / *Hames-García*, Michael R. (eds.): *Reclaiming Identity. Realist Theory and the Predicament of Postmodernism*. Berkeley et al. 2000, 312-344.

⁹ *Davies*: *Neo-Victorian Freakery* 103 (cf. fn. 1).

¹⁰ *Ibid.* 204 (cf. fn. 1).

¹¹ *LaCapra*, Dominick: *History, Literature, Critical Theory*. New York 2013, 29.

¹² *Davies*: *Neo-Victorian Freakery* 204 (cf. fn. 1).

dubious ideologies of gender, sexuality, race, class, and disability. Yet identity is [...] endlessly made and re-made in a process of self-conscious fabrication.”¹³ It is reasonable to say that in Davies’s interrogation of history and literature, the latter has “won.”

A reciprocal bond between social representations of otherness and mass culture is in the center of Herza’s analysis too, even he works through a hypothesis concerning the replacement of a manifest, non-scientific, image of otherness by an expert vision. Herza’s historicization relies on one of the typical dichotomies of modernity, namely science/secular knowledge vs. the religious/theological approach. Indeed, the replacement of a religious image of the world by the scientific image of human embodiment as a main driving force beyond the formation of social representation of otherness is one of the recurrent motifs (pp. 24-25, 31). Prioritizing radical changes in the images of otherness in his historicization, Herza ignores rival images of otherness and the interrelation among them. This contextual reductionism disrespects the complex role of theology in producing knowledge aimed at subjectifying otherness,¹⁴ as well as the long-term history of science, especially medicine, as a civil religion deeply infiltrated by Christian metaphors, as well as epistemologies. Ignoring the complicated interrelation between science and religion reverberates with a descriptive approach to medical sensationalism, seen by Herza as a predominant driving force in social representations of otherness in the Czech lands, which remains separated from the detailed historicization of the public reception of “freaks.”

In this turn, Herza’s book can be seen as a post-secular text, in which critical explanation suffices to reveal truth and a close reading questions ethical concerns.¹⁵ Such a view partially explains the vast difference between Herza and Davies with regard to the use of images of freakery. Re-centering the narration on marginalized groups inclines Davies not to use available visual representations of “freaks.”¹⁶ In contrast, Herza includes forty images of “freaks,” the main protagonists in his narration. However, actual visual analysis is missing from this extended visual accompaniment to the text, which casts further doubt regarding Herza, who leaves the readers to make their own associations.

A syntopical reading of *Imaginace jinakosti* and *Neo-Victorian Freakery* leaves many open questions regarding the possibility of an entangled history of otherness, including contemporary and historically informed practices aimed at achieving epistemic justice for people with disabilities. Neither Davies nor Herza have transcended the cultural boundaries of their narrative, remaining tied to the national context as the predominant locus for the historicization of otherness. Notably, none of the writers at the center of Davies’ analysis are mentioned by Herza, not even Mark Slouka, an author of Czech origin who wrote *God’s Fool* (2003), a fiction piece about

¹³ *Ibid.* 201 (cf. fn. 1).

¹⁴ Jasper, Alison: Theology at the Freak Show. St. Uncumber and the Discourse of Liberation. In: *Theology & Sexuality* 11 (2015) 2, 43-53.

¹⁵ *LaCapra*: Critical Theory 13 (cf. fn. 13).

¹⁶ *Davies*: Neo-Victorian Freakery 6 (cf. fn. 1).

the “Siamese twins,” Chang and Eng. With her focus on neo-Victorianism, Davies neglects the impact of both interwar German expressionism and the critical tradition of contemporary Francophone post-colonial fiction on problematizing the history of freakery.¹⁷ This omission requires additional effort not only on the part of scholars who use historical arguments to recognize otherness, but also on the part of readers, who must practice interactive reading as a way out of the trap of narrow vision.

Graz

Victoria Shmidt

¹⁷ *Flaugh*, Christian: *Operation Freak. Narrative, Identity, and the Spectrum of Bodily Abilities in Francophone Literature*. Montreal, Kingston 2012.

Pazderský, Roman: Historik Wáclaw Wladiwoj Tomek a české dějepisectví 19. století [Der Historiker Wáclaw Wladiwoj Tomek und die tschechische Historiografie des 19. Jahrhunderts].

Archiv hlavního města Prahy, Praha 2020, 618 S. (Documenta Pragensia. Monographia 38), ISBN 978-80-86852-89-8.

Das Interesse an dem Historiker Wáclaw Wladiwoj Tomek (1818-1905) hat in den letzten zwanzig Jahren jenes an František Palacký erstaunlicherweise fast übertroffen. Diese Tatsache kann man zu einem gewissen Grad mit der negativen Haltung gegenüber Tomek sowohl nach dem Ersten wie auch nach dem Zweiten Weltkrieg erklären. Vor allem progressive Historiker, die der konservativen tschechischen Politik der späten Habsburgermonarchie generell ablehnend gegenüberstanden, sahen in Tomeks Geschichtsauffassung und in seinem Verhalten besonders in den 1850er Jahren eine mit übertriebener Loyalität verbundene rückwärtsgewandte Haltung. Für die Schüler Jaroslav Golls, die Tomeks Vorlesungen und Seminare nicht mehr besucht hatten, gewann dieser Experte für die Geschichte Prags aufgrund seiner Haltung im Streit um die tschechischen Handschriften, an deren Echtheit er zeitlebens festhielt, das Image eines Reaktionärs.

Im neuen Jahrtausend tauchte Tomek erstmals dank einer Konferenz im historiografischen Diskurs auf, die 2005 von Miloš Řezník¹ in Hradec Králové veranstaltet wurde. Drei Jahre später erschien der für die politische Geschichte des Bachschen Absolutismus bedeutende Briefwechsel von Tomek mit Josef Jireček aus den Jahren 1858 bis 1862.² Den Höhepunkt des neuen Interesses an W. W. Tomek stellt nun die umfassende Biografie von Roman Pazderský dar, der vor fünf Jahren bereits eine literaturwissenschaftlich-historische Studie zu Jaroslav Goll publiziert hat.³

¹ Řezník, Miloš (Hg.): W. W. Tomek, historie a politika (1818-1905). Sborník příspěvků královéhradecké konference k 100. výročí úmrtí W. W. Tomka [W. W. Tomek, Geschichte und Politik (1818-1905). Sammelband zur Konferenz in Hradec Králové zum 100. Todestag von W. W. Tomek]. Pardubice 2006.

² Pokorná, Magdaléna/ Malá, Marie u.a. (Hgg.): Společně se docela na zkušené přátelství Vaše. Vzájemná korespondence Josefa Jirečka a Václava Vladivoje Tomka z let 1858-1862 [Verlass' ich mich doch gänzlich auf Ihre erfahrene Freundschaft. Die Korrespondenz zwischen Josef Jireček und Václav Vladivoj Tomek 1858-1862]. Praha 2008.

³ Pazderský, Roman: Gollův styl. Studie k historickému myšlení Jaroslava Golla [Golls Stil. Studien zum Geschichtsdenken Jaroslav Golls]. Praha 2018.

Pazderský gliedert seine Studie in drei ungleiche Teile. Das erste, einleitende Kapitel ist als vergleichender Essay angelegt, der Tomeks Wirken als Professor an der Karlsuniversität in den breiteren Kontext der tschechischen Historiografie des 19. Jahrhunderts einbetten soll. Tatsächlich ist der Text jedoch zu einem nahezu selbständigen, fast hundertseitigen Buch im Buch angewachsen. Das lenkt die Lesenden vom Thema ab und schmälert das biografische Konzept von Pazderskýs Studie. Dennoch ist das Kapitel bemerkenswert, auch wenn dem Autor in einigen Punkten nicht zugestimmt werden kann. So ist Pazderskýs Blick auf die tschechische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts ausgesprochen optimistisch, was sich beispielsweise in der Behauptung zeigt, die internationale Historiografie sei in dieser Zeit verstärkt rezipiert worden. In Bezug auf Tomeks Generation kann davon jedoch keine Rede sein: Die Rezeption begann erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts und kann frühestens mit Josef Pekař oder Josef Šusta in Verbindung gebracht werden. Entschiedener muss man Pazderskýs These zurückweisen, dass sich ab den 1870er Jahren in der tschechischen Geschichtswissenschaft in Opposition zur einseitigen Ausrichtung auf die politische Geschichte eine neue kulturgeschichtliche Strömung entwickelt habe, was Pazderský mit Texten von Čeněk Zíbrt und Zikmund Winter zu belegen sucht. Deren Arbeiten gingen jedoch nie über das rein Deskriptive hinaus und sind eher mit Darstellungen der Materialität und des Alltagslebens vergleichbar, wie sie die Geschichtsschreibung seit der Zeit der Brüder Grimm kannte. Zíbrt und Winter als Pioniere der Kulturgeschichte zu betrachten, halte ich für unangemessen. Wie es um die tschechische Geschichtsschreibung in dieser Hinsicht tatsächlich bestellt war, zeigte sich am Fall Karel Lamprecht deutlich. Während Lamprechtsche Impulse beispielsweise im polnischen Umfeld und vor allem in der jüngeren Historikergeneration eine gewisse Resonanz hervorriefen, wurde die Debatte in Böhmen kaum reflektiert, und die tschechische Historiografie blieb von der Lamprecht-Debatte praktisch unberührt⁴.

Der zweite Teil des vorliegenden Bands ist Tomeks Biografie gewidmet. Pazderský zeichnet hier dessen historiografischen Anfänge nach, wobei der direkte Einfluss Palackys auf den jungen angehenden Historiker im Fokus steht. Die Aufmerksamkeit gilt jedoch vor allem Tomeks Universitätslaufbahn. Pazderský gelingt es, Tomeks Leben, das sich in dessen Memoiren⁵ einigermaßen eintönig präsentiert, überraschend spannend darzustellen, was zweifellos darauf zurückzuführen ist, dass er sich um ein psychologisches Porträt bemüht. Von Jiří Štaif hat er klugerweise den Begriff der „umsichtigen Strategie“⁶ übernommen, womit Tomeks Agieren vor allem in den 1850er und 1860er Jahren charakterisiert wird. Ebenso treffend verwendet Pazderský die Begriffe Konformität und Loyalität, und zwar keineswegs

⁴ Eine Ausnahme bildet die folgende Skizze: Pekař, Josef: Spor o individualismus a kolektivismus v dějepisectví [Die Debatte um Individualismus und Kollektivismus in der Geschichtsschreibung]. In: Český časopis historický 3 (1897) 146-160.

⁵ Tomek, Václav Vladivoj: Paměti z mého života [Erinnerungen aus meinem Leben]. 2 Bde. Praha 1904-1905.

⁶ Štaif, Jiří: Obezřetná elita. Česká společnost mezi tradicí a revolucí 1830-1851 [Die umsichtige Elite. Die tschechische Gesellschaft zwischen Tradition und Revolution 1830-1851]. Praha 2005.

im negativen Sinn, wie es so oft vorkommt. Im Einklang mit den meisten Biografen nimmt auch Pazderský eine apologetische Haltung gegenüber Tomek ein, was ihn jedoch nicht daran hindert, Tomeks Stellung im Kontext der tschechischen Nationalpolitik des 19. Jahrhunderts zu erfassen. Das Vorbild in dieser Hinsicht ist, wenn auch eher intuitiv, wiederum eine Studie von Štaif, die sich Palacký widmet.⁷

Den dritten und erstaunlicherweise umfangreichsten Teil seiner Studie widmet Pazderský Tomeks Geschichtsdenken. Es stellt sich natürlich die Frage, ob es überhaupt möglich ist, das gesellschaftliche und akademische Engagement von der wissenschaftlichen Laufbahn zu trennen. Im tschechischen Umfeld hat Bohumil Jiroušek ein solches Konzept in einer Reihe von Biografien tschechischer Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts angewendet. Davon hat sich Pazderský inspirieren lassen und auch Tomeks Lebenslauf streng getrennt von seinem akademischen Schaffen behandelt. Trotz gewisser Schwächen dieses Konzepts ist Pazderskýs Analyse in Bezug auf einige Probleme zutreffend. Dies gilt insbesondere für Tomeks synchrone Methode, die er in mehreren, in den 1850er Jahren auf Tschechisch in Zeitschriften veröffentlichten Studien anzuwenden versuchte. In dieser Hinsicht kam Tomek dem Minister für Cultus und Unterricht Leo Thun entgegen, der ihn dazu bewegen wollte, ein neues Konzept der vergleichenden Geschichte der Habsburgermonarchie zu entwerfen. Heute sind diese Texte Tomeks jedoch völlig vergessen und haben die österreichische und tschechische Historiografie des 19. und 20. Jahrhunderts kaum beeinflusst.

Viel Raum widmet Pazderský Tomeks Konzeption der tschechischen Geschichte. Dabei hält sich seine Darstellung strikt an die historische Chronologie (die Epochen der Přemysliden und der Luxemburger, die Hussitenzeit, die Podiebrad-Ära, der Aufstieg der Habsburger, die rudolfinsche Ära, die Zeit nach der Schlacht am Weißen Berg und die Epoche des aufgeklärten Absolutismus). Dies hat allerdings zur Folge, dass mehr als hundert Seiten des Texts rein deskriptiver Natur sind und nicht darauf eingehen, in welcher Phase seines Schaffens Tomek einen konkreten Text über eine bestimmte Epoche schrieb. Anders als Jiroušek lässt Pazderský also die Chronologie von Tomeks Arbeiten mit Ausnahme des Kapitels über die regional- und kulturhistorischen Studien und der Abhandlung über die synchronistische Methode unberücksichtigt. Diese Perspektive rückt jedoch die Einzigartigkeit von Tomeks Lebenswerk „Geschichte der Stadt Prag“ (Dějepis města Prahy)⁸ ein wenig in den Hintergrund. Dieses Werk war in seiner Zeit einzigartig und für die Stadtgeschichtsschreibung bahnbrechend und innovativ. Heute wird es allerdings eher in faktografischer Hinsicht geschätzt und dient nach der Zerstörung mittelalterlicher Prager Quellen im Zweiten Weltkrieg als eine Art Ersatzquelle – viele Quellen sind heute nur noch aus Zitaten oder Paraphrasen in diesem Opus bekannt. Die Bedeutung der „Geschichte der Stadt Prag“ ist jedoch weitaus größer. So hätte man deutlicher hervorheben können, dass der Band über das Prag der Hussitenzeit tatsächlich

⁷ Ders.: František Palacký. Život, dílo, mýtus [František Palacký. Leben, Werk, Mythos]. Praha 2009.

⁸ Tomek, Václav Vladivoj: Dějepis města Prahy [Geschichte der Stadt Prag]. 7 Bde. Praha 1892-1906.

die erste große Synthese zur hussitischen Revolution aus Sicht des politischen Zentrums darstellt.

Pazderský versteht die „Geschichte der Stadt Prag“ überraschenderweise als kulturhistorische Synthese, die seiner Meinung nach im Gegensatz zu Palackýs „Geschichte Böhmens“ steht. Tomek hatte jedoch keineswegs die Absicht, mit seinem Werk Palacký zu konkurrieren. Es ist heikel, aus der Tatsache, dass in einigen Kapiteln die Verwaltungsgeschichte vor der politischen Geschichte in den Vordergrund tritt, auf einen anderen konzeptionellen Ansatz zu schließen. Tomek wollte vor allem die Geschichte Prags, die Geschichte des Prager Bürgertums schreiben, zugleich jedoch die einzelnen Prager Städte bezüglich ihrer städtebaulichen Entwicklung, sozialen Zusammensetzung oder der Geschichte des Handels, des Handwerks oder der städtischen Verwaltung beschreiben. Daher gerieten einige Teile der „Geschichte der Stadt Prag“ zu prosopografischen Verzeichnissen oder beschreibenden Darstellungen des Handwerks, der Stadtverwaltung oder des Alltagslebens der Stadtbewohner. Tomek war bestrebt, die Geschichte Prags in ihrer Gesamtheit zu erfassen, wobei sein Credo darin bestand, sämtliche erhaltene Quellen zu verarbeiten. Die Themenauswahl ist folglich nicht das Ergebnis theoretischer Reflexion in Tomeks Studierstube, sondern schlicht das Abbild der vorhandenen Quellen. Tomek wollte also keine Kulturgeschichte schreiben und Pazderskýs Interpretation geht hier meines Erachtens zu weit. Dennoch sollte die Studie als Anregung zur Diskussion verstanden werden, denn nicht die bloße Beschreibung, sondern vielmehr die Diskussion ist die Grundlage einer Geschichte der Historiografie, die ihrem Wesen nach vor allem methodische Neuerungen und theoretische Überlegungen analysieren sollte. Ebenso ist der Mut des Autors hervorzuheben, eine echte Biografie über einen der bedeutendsten tschechischen Historiker zu schreiben.

Reichel, Walter: Selbstbestimmungsrecht im Widerstreit. Von der nationalen Kontroverse zum militärischen Kräfteressen. Der Grenzkonflikt zwischen Deutschösterreich und der Tschechoslowakei 1918/1919.

Studienverlag, Innsbruck 2021, 248 S. (Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 61), 63 Abb., ISBN 978-3-7065-6188-4.

Mehrere Jahrzehnte lang haben sich die Tschechoslowakei und Österreich parallel durch das komplexe Gefüge der internationalen Politik gearbeitet. Ihre Beziehungen waren nicht immer freundschaftlich, sondern oft von einer kühlen Korrektheit geprägt, die mitunter in ein frostiges Verhältnis zwischen den Nachbarstaaten mündete. Vor diesem Hintergrund kann eine unvoreingenommene Untersuchung der bilateralen Beziehungen, bei der eine Vielzahl von Archivdokumenten privater und institutioneller Provenienz kritisch untersucht wird, nur Zuspruch finden. Der Fall des Eisernen Vorhangs und die schrittweise Aufnahme und Vertiefung wissenschaftlicher und institutioneller Kontakte zwischen den beiden Ländern waren ein wichtiger Impuls für die Erforschung der tschechoslowakisch-österreichischen Vergangenheit aus einer neuen Perspektive. Die im Jahr 2009 gegründete „Ständige

Konferenz österreichischer und tschechischer Historiker zum gemeinsamen Kulturerbe“ war ein untrüglicher Beweis dafür.

Zu ihren Mitgliedern gehört Walter Reichel, Mitarbeiter des Bundeskanzleramtes in Wien, der den hier rezensierten Band vorgelegt hat. Sein jüngstes editorisches Werk „Selbstbestimmungsrecht im Widerstreit“ bietet dem Leser einen sorgfältig ausgearbeiteten Text mit professionellem redaktionellen und verlegerischen Hintergrund.

Das Ziel des vorliegenden Buches ist es, die komplizierte Entwicklung der deutschen Provinz Deutschsüdmähren von ihrer Gründung im November 1918 bis zur Unterzeichnung des Vertrages von Saint-Germain im September 1919 darzustellen. Durch die Bildung der Tschechoslowakei und Deutschösterreichs war die niederösterreichisch-mährische Binnengrenze in eine Staatsgrenze umgewandelt worden. Ihre deutschen Vertreter forderten auf der Grundlage des nationalen Selbstbestimmungsrechts den Anschluss an das damalige Deutschösterreich, obwohl auch die Tschechoslowakei dasselbe Gebiet beanspruchte. Das Schicksal der umstrittenen Provinz steht hier erstmals im Zentrum einer wissenschaftlichen Studie.

Reichel fasst in der Einleitung die tschechoslowakisch-österreichischen Beziehungen zu jener Zeit treffend unter dem Motto „konträre Wahrnehmungen“ (S. 9). Die weiteren Ausführungen sind in zehn Kapitel unterteilt. Zunächst stellt der Autor die nationalen Auseinandersetzungen zwischen Tschechen und Deutschen in der Habsburgermonarchie dar, die sowohl aus der privilegierten Stellung der Deutschen in Cisleithanien als auch aus der schrittweisen Emanzipation der tschechischen Nation resultierten. Anschließend werden die unterschiedlichen Argumente der Tschechen und der Vertreter Deutschösterreichs in der Frage der gemeinsamen Grenzen erörtert. Während die deutschösterreichischen Politiker mit dem Recht auf nationale Selbstbestimmung argumentierten, stützte sich die tschechoslowakische Seite vor allem auf die historischen Grenzen der ehemaligen Länder der böhmischen Krone. Im Falle Niederösterreichs hat sie diese Argumentation allerdings nicht konsequent angewendet, wie die Beispiele Unterthemenau (Poštorná), Oberthemenau (Charvátská Nová Ves) und Hlohovec (Bischofswarth) zeigen (S. 49-50). Ich halte das dritte und vierte Kapitel für die interessantesten. Sie bringen eine präzise mikrohistorische Untersuchung der wenig bekannten nationalen und administrativen Bedingungen Deutschsüdmährens (S. 59-73). Die folgenden Kapitel befassen sich mit den Entwicklungen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. Nach Ausrufung der Tschechoslowakei wurde Deutschsüdmähren militärisch besetzt. Auf tschechoslowakischer Seite kämpften beispielsweise die freiwillige Slovácka-Brigade oder improvisierte Sokol-Kommandos. Sie wurden von der Volkswehr bekämpft, die von paramilitärischen Verbänden aus Deutschösterreich unterstützt wurde. Auf der Grundlage seiner detaillierten Kenntnisse von Archivdokumenten stellt Reichel diese militärische Besetzung von Deutschsüdmähren dar, einschließlich wenig bekannter Fakten wie etwa die Anzahl und Ausrüstung der Kampfgruppen (S. 113-146). Obwohl es zu Scharmützeln und Zusammenstößen kam, war der Widerstand eher lokal begrenzt. Tschechoslowakische Truppen besetzten rasch überwiegend deutsche Städte wie Znaim (Znojmo), Lundenburg (Břeclav) und Nikolsburg (Mi-

kulov). Selbst österreichische Soldaten mit Fronterfahrung wollten ihr Leben nicht opfern.

Spätestens zu Beginn des Jahres 1919 kam die deutschsprachige Bevölkerung Südmährens zu dem Schluss, dass der Anschluss an die Tschechoslowakei nicht bloß vorübergehend sein würde (S. 147). Sie setzte eine gewisse Hoffnung auf die internationale Diplomatie, um diesen *Status quo* zu ändern. Allerdings war zum Zeitpunkt, als eine Delegation aus Deutschösterreich zu den Friedensverhandlungen in Paris eingeladen war, die Frage (nicht nur) von Deutschsüdmähren bereits entschieden. Die französische Unterstützung für die neu gegründete Tschechoslowakei verlangte, die historischen Grenzen der böhmischen Länder zu erhalten (S. 170-177). Selbst mehrere österreichische Protestnoten, in denen eine Volksabstimmung in den überwiegend von Deutschen bewohnten Gebieten gefordert wurde, zeigten keine Wirkung.

Zu den Stärken der Monografie gehört die sorgfältige Heuristik, die sich in insgesamt 614 Fußnoten auf 187 Seiten ausdrückt. Der Autor stützt sich hauptsächlich auf unveröffentlichte Quellen, die im Nationalarchiv in Prag und im Österreichischen Staatsarchiv in Wien aufbewahrt werden. Veröffentlichte Quellen, Zeitschriften und die einschlägige Fachliteratur hat er ebenfalls berücksichtigt. Der wissenschaftliche Text selbst wird durch eine Reihe von Schwarz-Weiß-Fotos, Karten und Tabellen, etwa über die Anzahl der tschechoslowakischen und österreichischen Militäreinheiten oder über die nationalen Verhältnisse auf der Ebene der einzelnen Gemeinden innerhalb der Provinz Deutschsüdmähren ergänzt. Die hohe Qualität der Monografie geht zweifellos auch darauf zurück, dass die erfahrenen Redakteure der Reihe, Stefan Semotan und Alexander Zechmeister, vom Manuskript bis zur Endkorrektur an der Erstellung beteiligt waren.

Allerdings weist das Buch auch kleinere Mängel auf. Zum Beispiel ist mit „Staatliches Zentralarchiv“ ein früherer Name für eines der führenden tschechischen öffentlichen Archive, das „Nationalarchiv“, angeführt. Die korrekte Bezeichnung eines der Bestände lautet „Präsidium des Ministerrats“ statt verkürzt „Ministerrat“ (S. 211). Die Leistung des Bandes stellen sie nicht in Frage. Reichel ist es gelungen, die militärischen, internationalen, wirtschaftlichen und mentalen Aspekte, die zur Entwicklung Deutschsüdmährens in den Jahren 1918 bis 1919 beitrugen, in den Blick zu rücken. Er hat sich dem untersuchten Thema differenziert genähert und dabei eine einseitige nationalistische Optik vermieden. Seine Monografie stellt somit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der tschechoslowakisch-österreichischen Beziehungen dar.

Prag/České Budějovice

Miroslav Šepták

Hilsch, Peter: Die böhmischen Länder im Mittelalter.

Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2022 (Geschichte in Wissenschaft und Forschung), 321 S. ISBN 978-3-17-041704-5.

Bei einem Blick in das Inhaltsverzeichnis könnte der Leser den Eindruck gewinnen, er halte ein weiteres, vor allem anhand von Machtzusammenhängen aufgebautes Handbuch zur älteren Geschichte der böhmischen Länder in den Händen. Wohl auch deshalb brachte Peter Hilsch im Vorwort den Hinweis, er sei bei diesem Werk anders vorgegangen. Demnach hat er den Schwerpunkt auf Quellenzeugnisse gelegt und auch die Ergebnisse von archäologischen Forschungen herangezogen (S. 10). Ferner sei hinzugefügt, dass der von ihm mit der modernen tschechischen Mittelalterforschung geführte Dialog eine wichtige Komponente seiner Überlegungen gewesen ist. In den Fußnoten mit 609 Einträgen und auch im Text selbst hat Hilsch, bisweilen zustimmend, an anderen Stellen zurückhaltend, doch immer kenntnisreich, den Wissensstand glossiert. Der deutschsprachigen Leserschaft präsentiert er sich auf diese Weise als ein zuverlässiger Führer durch die Wandlungen des tschechischen historischen Denkens im 20. Jahrhundert, womit sich der Kreis schließt und wir wieder bei der Gliederung der Arbeit angelangt sind. Die Einzelkapitel werden zwar ein wenig althergebracht durch politische Ereignisse rhythmisiert. Jedoch ist die Zeitachse eine Garantie dafür, dass sich der Nutzer nicht im Labyrinth der verschiedenen Betrachtungsweisen des böhmischen Mittelalters verliert.

Lässt man die Einführung außer Acht, in der die Raum-Zeit-Koordinaten definiert und die Übersichtsarbeiten zur böhmischen Geschichte kurz skizziert werden (S. 10-12), thematisiert der Verfasser fünf grundsätzliche Problemkreise: den Eintritt der Tschechen und Mähren in die Geschichte, den Aufbau der Gemeinschaft der Tschechen, die Verwestlichung der böhmischen Länder unter den Přemysliden, das Zeitalter der Luxemburger und schließlich das Hussitentum. Die Ausführungen werden um ein Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis, genealogische Tafeln, eine Karte und um ein Orts- und Namensregister ergänzt.

Den längsten Zeitabschnitt deckt der erste Teil ab, in dem Hilsch die Entwicklung der böhmischen Länder ab dem Beginn der christlichen Jahreszählung über die Ankunft der Slawen und des Reiches von Samo bis hin zur Herrschaft der mojmirdischen Fürsten im 9. Jahrhundert in Mähren (S. 13-29) skizziert. Er weist dabei auf die irreführende Wortzusammensetzung Großmähren (S. 19 f.) hin, ebenfalls gewürdigt werden muss auch die nüchterne Beurteilung des Erbes der „Slawenapostel“ Kyrill und Method (S. 22 f.).

Die komplizierten Anfänge der politischen Gemeinschaft der Tschechen machten die Unterteilung in zwei Kapitel erforderlich, die sich zum einen mit dem allmählichen Machtaufstieg der Přemysliden (S. 30-64) befassen, zum anderen mit dem Schicksal der přemyslidischen Besitzungen im 12. Jahrhundert (S. 65-95). Wieder kann man hier die kenntnisreichen Beobachtungen hervorheben, unter denen ein Kommentar zur Entstehung der Markgrafschaft Mähren herausragt (S. 86 f.), die traditionell und irrtümlich mit der Einmischung des Kaisers Friedrich Barbarossa in Verbindung gebracht wird. Nur am Rande sei der Genauigkeit halber erwähnt, dass

die Chronisten Vincentius und Gerlach nicht zu den Fortsetzern von Cosmas zählen (S. 65 f.).

Konzentrierte Aufmerksamkeit hat Peter Hilsch dem 13. Jahrhundert, das er mit einer erfolgreichen Modernisierung in Verbindung bringt (S. 96-160), sowie der Stellung der böhmischen Länder unter den Luxemburgern (S. 161-230) gewidmet. Wenden wir uns zunächst den Reformen des 13. Jahrhunderts zu, die in drei Kapiteln nach den Regierungszeiten von Přemysl Ottokar I. und Wenzel I. (S. 96-120), Přemysl Ottokar II. (S. 121-142) sowie Wenzel II. und Wenzel III. (S. 143-160) geschildert werden. Die Bedeutung der Sizilischen Goldenen Bulle von 1212 wird vom Verfasser in ein rechtes Maß gesetzt (S. 97-99), mit Recht zweifelt er die Postulate der tschechischen Burgenforschung an, die mit einem Sondertyp des mitteleuropäischen Kastells arbeitet (S. 144 f.), und betont den ursächlichen Zusammenhang zwischen dem Machtaufstieg der böhmischen Könige und dem Silberabbau bei Iglau (S. 118-120). Bedauerlich ist, dass Petr Hrubý¹ dabei keine Aufnahme in den Fußnoten fand, dessen Name jedoch an anderer Stelle fällt (S. 155, Anm. 343) und dass der Autor keine Neuinterpretation des zwischen Přemysl Ottokar I. und dem Prager Bischof Andreas geführten Streits bietet (S. 101-106)². Auch hier ist zu beklagen, dass der ansonsten treffende Kommentar zu der überholten Auffassung über die deutsche Kolonisation (S. 136-139) ohne Rezeption der von Jan Klápště³ gemachten Beobachtungen auskam, obwohl dessen Hauptwerke im Literaturverzeichnis aufgeführt werden (S. 293).

Die ersten Luxemburger Johann, Karl IV. und Wenzel IV. bestimmen den Inhalt der anschließenden drei Kapitel, in denen über das Schicksal der böhmischen Länder in den Jahren 1306 bis 1419 reflektiert wird. Peter Hilsch stellt Karl IV. in den Mittelpunkt des Geschehens, indem er die sachliche Bilanz der Regentschaft von König Johann (S. 161-181) als Prolog zur Herrschaft seines Sohnes (S. 182-211) versteht, die Taten Wenzels IV. hingegen regelmäßig an den Verdiensten seines Vaters misst (S. 212-230). Und während Karl IV. die Probleme seiner Zeit mit dem Überblick eines genialen oder gar virtuosens Politikers angegangen sei (S. 186, 199), sieht er Wenzel als einen Herrscher, der versagt habe (S. 215). Dennoch verschweigt Hilsch nicht Karls schändliches Verhalten im Jahr 1349, als er gegen ein Bestechungsgeld auf den Schutz jüdischer Gemeinden verzichtete und sogar die Akteure möglicher Pogrome im Voraus begnadigte (S. 188). Als kurzfristig betrachtet er auch Karls Wirtschaftsgebaren und sein Verhältnis zu den Reichsstädten (S. 200). Dass es dem Autor schwerfiel, aus dem umfangreichen Literaturverzeichnis zu Karl IV. nur auf einige wenige Werke verweisen zu können, erwähnt er eigens (S. 183, Anm. 395). Gleichwohl könnte die Auswahlbibliografie vielleicht noch um

¹ Hrubý, Petr: Erzbergbau und Edelmetallproduktion im böhmischen Königreich während des 13. Jhs. im Kontext der europäischen Montanarchäologie. Dresden 2021 (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen 72).

² Antonín, Robert u.a.: Čtvrtý lateránský koncil a české země ve 13. a 14. století [IV. Laterankonzil und die böhmischen Länder im 13. und 14. Jahrhundert]. Praha 2020.

³ Klápště, Jan: The Czech Lands in Medieval Transformation. Leiden, Boston 2012 (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450-1450 17).

den von Václav Žůrek⁴ verfassten und für tschechische Verhältnisse kritischen Lebenslauf Karls oder um die aufschlussreiche Abhandlung über den Patriarchen Johann von Aquileia ergänzt werden (S. 217), der nicht Sohn, sondern Stiefsohn des mährischen Markgrafen Johann Heinrich war.⁵

Die Ereignisse um König Wenzel IV. sind in der Darstellung bereits mit einem Prolog zur Hussitischen Revolution verwoben, da den drei Jahrzehnten des Unfriedens (S. 259-284) eine Ursachenanalyse vorausgeschickt wird, die die Rolle der Prager Hochschule betont (S. 231-258).

Von tschechischer Seite hatte Peter Hilsch hauptsächlich František Šmahel als Ratgeber. Verdiente Beachtung fanden auch Jiří Kejř oder Petr Čornej, dessen umfangreiches, im tschechischen Umfeld geschätztes Werk über Jan Žižka – wohl wegen seines späten Erscheinens – leider nicht berücksichtigt wurde.⁶ Ebenso wurde Martin Nodls Beitrag zu den Konflikten an der Prager Universität und zum Kuttenberger Dekret weggelassen.⁷

Sieht man von kurzen Überlegungen zum Nachleben des Hussitentums ab, die bis ins 20. Jahrhundert geführt werden (S. 282-284), hat sich der Verfasser im Grunde genommen mit Kaiser Sigismunds Tod am 9. Dezember 1437 vom Leser verabschiedet. Er hat damit nicht nur auf einen Epilog zum Zeitalter der Luxemburger, das weitere hundert Jahre füllen sollte, sondern auch auf den Versuch einer Zusammenfassung verzichtet. Das Moment einer enttäuschten Erwartung hat sich trotzdem nicht eingestellt, da die Geschichte des böhmischen Mittelalters in Hilschs Wiedergabe auf einem offenen, von Erbunrechten unbelasteten Dialog aufgebaut ist. Es ist ihm gelungen, die tschechische und deutsche Mediävistik zu einer natürlichen Einheit miteinander zu verknüpfen, und es gibt keinen Grund, daran zu zweifeln, auf das Ergebnis immer wieder mit Freude und beträchtlichem Nutzen zurückgreifen zu können.

Brno

Martin Wihoda

⁴ Žůrek, Václav: Karel IV. Portrét středověkého vládce [Karl IV. Portrait eines mittelalterlichen Herrschers]. Praha 2018.

⁵ Schmidt, Ondřej: Jan z Moravy. Zapomenutý Lucemburk na aquilejském stolci [Johann von Mähren. Ein vergessener Luxemburger auf dem Stuhl von Aquileia]. Praha 2016.

⁶ Čornej, Petr: Jan Žižka. Život a doba husitského válečníka [Jan Žižka. Das Leben und die Zeiten eines Hussitenkriegers]. Praha 2019.

⁷ Nodl, Martin: Das Kuttenberger Dekret von 1409. Von der Eintracht zum Konflikt der Prager Universitätsnationen. Köln, Weimar, Wien 2017 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 51).

Provvidente, Sebastián: Política y eclesiología en el pensamiento conciliar de los siglos XIV y XV. Jan Hus en el Concilio de Constanza [Politik und Ekklesiologie im konziliaren Denken des 14. und 15. Jahrhunderts. Jan Hus auf dem Konstanzer Konzil].

Instituto Multidisciplinario de Historia a Ciencias Humanas, Buenos Aires 2022, 397 S., ISBN (E-Book) 978-987-4934-23-9/ISBN 978-987-4934-22-2.

Am 22. März 1415, einen Tag nach der spektakulären Flucht des (Gegen-)Papstes Johannes XXIII. aus Konstanz, trug der französische Theologe und Kanzler der Universität Paris, Jean Gerson (1363-1429), auf Anordnung des in der Stadt am Bodensee tagenden Konzils seinen Sermon „Ambulate dum lucem habetis“ vor.¹ Dessen – auf das wenige Monate später beschlossene Dekret *Haec sancta* vorgreifende – Grundaussage lautete: Die Kirche bzw. das sie repräsentierende Generalkonzil ist die vom Heiligen Geist gezogene und von Christus überlieferte Richtschnur, der jedermann – selbst ein Papst (!) – gehorchen müsse! Die Predigt Gersons zeichnete im Weiteren das beabsichtigte Vorgehen der Kirchenversammlung in der Frage der Überwindung der Kirchenspaltung als einer der drei Hauptaufgaben der Zusammenkunft vor – gemäß der frei abgewandelten Devise *Ubi concilium ibi ecclesia*, womit die Superiorität des Konzils gegenüber dem Papst gemeint ist.

Man ist in diesem Zusammenhang leicht geneigt, die auf dem Konstanzer Konzil auf der Tagesordnung stehende Frage der *causa fidei* ausschließlich aus der böhmischen Perspektive zu betrachten und somit auf die Fälle von Johannes Hus und Hieronymus von Prag mit ihrem tragischen und für die nachfolgenden Ereignisse in deren Heimat folgenreichen Ende zu reduzieren. Dies erweist sich als ein zu einseitiger Blickwinkel, wie der Titel der hier anzuzeigenden Monografie mit dem Verweis auf den Kontext von Politik und Ekklesiologie im konziliaren Gedanken des Spätmittelalters zum Ausdruck bringt.

Der an der Universität Buenos Aires lehrende argentinische Mediävist und Rechtshistoriker Sebastián Provvidente zählt seit gut einem Jahrzehnt zu den führenden Kennern der hier untersuchten Materie. Er hat bei zahlreichen Studienaufenthalten in Frankreich und Italien intensiv Quellen und internationale Sekundärliteratur ausgewertet und wichtige Arbeiten, etwa zu Theologen und Juristen in der konziliaren Krise des 15. Jahrhunderts, zu Tyrannenmord und Majestätsverbrechen am Beispiel der Causa Jean Petit im Spannungsfeld von Juristen und Theologen, dem Verhältnis von Gerichtspraktiken und Autoritätsdefinition des Konstanzer Konzils oder dem Husprozess auf dem Constantiense, vorgelegt.² Teilerggebnisse sind dabei in die vorliegende Monografie eingeflossen.

¹ Zur Predigt und ihrer Bedeutung vgl. *Brandmüller*, Walter: Das Konzil von Konstanz 1414-1418. Bd. 1: Bis zur Abreise Sigismunds nach Narbonne. Paderborn 1991, 233. Zum Abendländischen Schisma im internationalen Forschungsdiskurs zuletzt grundlegend *Rollo-Koster*, Joëlle: The Great Western Schism, 1378-1417. Cambridge 2022.

² Vgl. exemplarisch *Provvidente*, Sebastián: Hus' Trial in Constance. Disputatio aut Inquisitio. In: *Šmabel*, František/*Pavliček*, Ota (Hgg.): A Companion to Jan Hus. Leiden 2015, 254-288; *Ders.*: The Haec sancta synodus Decree: Between Theology, Canon Law and History. Judicial Practises and "Plenitudo Potestatis". In: *Temas medievales* 20 (2012) 1,

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die historische Dimension ekklesiologischer Probleme des 15. Jahrhunderts. Als ein zentraler Bezugspunkt der Fragestellung *Providentes* fungiert die auch im Untertitel angedeutete Rolle Husens auf dem Konstanzer Konzil im Spannungsfeld von Politik und Ekklesiologie. In der breiten Einführung, die die *Causa Hus* historiografisch zwischen dem großen Schlagwort Konziliarismus, den *Studia hussitica* und spätmittelalterlichen Prozessen verortet, lenkt der Autor die Aufmerksamkeit zugleich auf bestimmte ekklesiologische Aspekte, zumal sich während des Konstanzer Konzils eine besondere begriffliche Nähe im Vokabular bei der Beschreibung der verfassungsmäßigen Struktur der kirchlichen und säkularen *Politica* herausstellte (S. 14).

Der problembehaftete und viel diskutierte Begriff Konziliarismus wirft ein ganzes Bündel grundlegender Fragen auf, darunter jene nach Autorität und Legitimität des Konzils, das nach der Gregorianischen Reform seit dem 11. Jahrhundert eigentlich nur vom Papst einberufen werden konnte.³ Was geschah beispielsweise mit der Ausübung der päpstlichen Vollgewalt (*plenitudo potestatis*) in der Zeit zwischen der Absetzung des Papstes und der Wahl eines neuen? War die oberste Instanz des von Kanonisten entwickelten Verfahrensrechts (*ordo iudicarius*) befugt, in Glaubensfragen gerichtlich zu entscheiden? Dies betraf im konkreten Konstanzer Fall selbstredend die *causa fidei* – und damit Hus und Hieronymus von Prag, aber auch Jean Petit und Johannes Falkenberg.

Aus den angedeuteten Fragestellungen leitet sich auch der Aufbau des Buches ab, das in drei grundlegende Teile mit jeweils mehreren Kapiteln gegliedert ist. Zunächst geht es in Teil 1 in drei Kapiteln um die Frage, welche Definition die konziliare Autorität im Verlaufe des Konstanzer Konzils erfuhr. Kapitel 1 rekapituliert die Entwicklung des konziliaren Denkens seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert (also nach Ausbruch des Schismas und der beginnenden Suche nach gangbaren Lösungsmöglichkeiten für dessen Überwindung) und lenkt den Blick auf verschiedene Traktate mit dem Thema *De potestate papae* als Typus „politiktheoretischer Literatur“ im Mittelalter (nach Jürgen Miethke). Indessen steht in Kapitel 2 im Mittelpunkt, wie das Konstanzer Konzil seine Autorität definierte. Dabei verweist *Providente* auf die wichtigsten Wortmeldungen zu diesem zentralen Thema im Denken bedeutender Kanonisten (Francesco Zabarella) und Theologen (Jean Gerson, Pierre d'Ailly) sowie auf die grundlegenden – zwischen Theologie, kanonischem Recht und Historie angesiedelten – Interpretationen von *Haec sancta* als Legitimationsmuster, einschließlich der sogenannten Notstandstheorie.⁴

197-244 sowie *Ders.*: Teólogos y juristas en la crisis conciliar del siglo XV. Una relación problemática. In: *Temas medievales* 27 (2019) 1-15.

³ Vgl. grundlegende Aspekte des Terminus Konziliarismus beispielsweise bei *Miethke*, Jürgen: Konziliarismus – die neue Doktrin einer neuen Kirchenverfassung. In: *Hlaváček*, Ivan / *Patschovsky*, Alexander (Hgg.): *Reform von Kirche und Reich zur Zeit der Konzilien von Konstanz (1414-1418) und Basel (1431-1449)*. Konstanz 1996, 29-60 oder *Wünsch*, Thomas: *Minister, Executor, caput civile – Der Papst im Kirchenverständnis der Konziliaristen*. In: *Šmahel*, František (Hg.): *Geist, Gesellschaft, Kirche im 13.-16. Jahrhundert*. Praha 1999, 53-80.

⁴ Mit Verweis auf die unterschiedlichen Textvarianten des Dekrets vgl. zuletzt *Decaluwé*,

Während beispielsweise Zabarella dafür plädierte, die päpstliche Vollgewalt grundsätzlich in der als Körperschaft verstandenen Kirche anzusiedeln, argumentierte Gerson, die Ausübung der päpstlichen Vollgewalt liege zwar in der Regel in den Händen des Papstes, der diese jedoch zum Wohle der ganzen Kirche ausüben müsse. Das Ziel bestünde allerdings darin, die Einheit der Kirche unter der Autorität eines einzigen legitimen Stellvertreters Christi zu erreichen, was in der Folge die *via concilii* implizierte.

Kapitel 3 hinterfragt, in welcher Form synodale und insbesondere gerichtliche Praktiken Aufschluss darüber zu geben vermögen, mit welchen Argumenten die Konzilsväter ihre Autorität im ekklesiologischen Kontext interpretierten. Damit sollen gleichsam die Verbindungslinien zwischen der zu verzeichnenden Konsolidierung der konziliaren Autorität während des dramatischen Verlaufes der Generalsynode mit der Flucht Papst Johannes' XXIII. und den Inquisitionsprozessen in der *causa fidei*, insbesondere jenem Verfahren gegen Johannes Hus, deutlich gemacht werden. Provvidente verweist mit Blick auf das Vorgehen gegen den bereits verstorbenen John Wyclif und die erst abzuurteilenden Johannes Hus und Hieronymus von Prag auf die Wechselwirkung zwischen juristischer Praxis und den im Rahmen des Konzils diskutierten ekklesiologischen Problemen (S. 102-112).

Letzteres wird in Teil 2 (S. 121-212) in drei Kapiteln am Fallbeispiel Hus genauer untersucht. Dabei geht es um die einzelnen Phasen eines kontextual verankerten und sich verschärfenden Konflikts, ausgehend vom Schauplatz der böhmischen Reformbewegung und den involvierten Hauptakteuren neben Hus und seinen Mitstreitern (König, Universität, Erzbischof) sowie den Quellen des Konflikts.⁵ Dem schließen sich die Ablassaffäre in Prag 1412⁶ sowie Hussens Vorbereitungen für die Reise nach Konstanz an. Der Prozess gegen den Prager Theologen und Prediger endete bekanntermaßen mit dessen Verbrennung als Ketzer. Vier Jahre darauf brach in Prag mit der ersten Defenestration die hussitische Revolution aus. Provvidente beschreibt den Handlungsablauf chronologisch und analysiert dabei einen breiten Quellenkorpus. Dazu gehören u. a. Traktate, Consilia, Anklagelisten, Epistel und Synodalbeschlüsse, die den Husprozess betreffen, wobei er sich historiografisch insbesondere auf die rechtgeschichtliche Darstellung der prozessualen Aspekte der Causa Hus durch Jiří Kejř beruft.

Während in Teil 2 besagte Causa Hus in ihrem Ablauf nur in aller gebotenen Kürze beschrieben wird, richtet sich im abschließenden dritten und längsten Teil

Michiel: A New and Disputable Text-Editon of the Decree Haec Sancta of the Council of Constance (1415). In: *Cristianesimo nella storia* 32 (2006) 2, 417-445.

⁵ Einbezogen werden muss auf jeden Fall die grundlegende Darstellung von Nodl, Martin: *Das Kuttener Dekret von 1409. Von der Eintracht zum Konflikt der Prager Universitätsnationen*. Köln, Weimar, Wien 2017, da hier u. a. die Prager Reformbewegung und die Rezeption der Lehre Wyclifs, deren erste Verurteilung sowie die Verankerung, aber auch die vielfältige Rolle Hussens ausführlich behandelt werden.

⁶ Zu ergänzen ist hier aus der tschechischen Literatur Soukup, Pavel: 11.7.1412. *Poprava tři mladenců. Odpustkové bouře v Praze [11.7.1412. Die Hinrichtung dreier junger Männer. Die Ablassunruhen in Prag]*. Praha 2018.

(S. 213-338) das Augenmerk auf die Frage, inwieweit die ekklesiologischen Debatten um die konziliare Autorität die synodale Rechtspraxis beeinflussten und wie letztere wiederum zur „vorübergehenden“ Festigung der Position des Konzils als oberste Instanz beitrug. Kapitel 7 hinterfragt hier konkret die Zusammenhänge zwischen der Definition des *factum hereticale* und der Festigung des repräsentativen Charakters der *universalis ecclesia* durch das Konstanzer Konzil. Ebenso geht es in der Analyse aber auch um die rechtlichen Implikationen des Verfahrens innerhalb der konziliaren Debatten.

Daran anschließend kehrt der Autor in Kapitel 8 erneut zur Causa Hus zurück, diesmal im verfahrenstechnischen Spannungsfeld von episkopaler, universitärer und konziliarer Gewalt. In einem breiten Aufriss folgt dann der komparative Blick auf die Causa Jean Petit (S. 269-304) und die prozeduralen und theologischen Debatten um die – hohe Wellen schlagende – juristische Rechtfertigung des Tyrannenmordes am Herzog von Orleans sowie jene des Dominikaners und papsttreuen Konzilsteilnehmers Johannes Falkenberg (S. 305-338) in ihrem jeweils konkreten Kontext.

Sebastián Provvidente interpretiert den Prozess gegen Johannes Hus als wahres „Legitimationstheater“ (S. 345), mit dem das Konzil den Versuch unternahm, seine (zumindest zeitweilige) Autorität zu untermauern. Das vom Autor multiperspektivisch behandelte Thema ist in wesentlichen Elementen in der Forschung keineswegs neu, etwa mit Blick auf die *causa fidei* und Hus sowie das Thema Konziliarismus. Dennoch vermag er neue Interpretationsansätze im Zusammenspiel der historischen, kirchengeschichtlichen (kanonischen) und juristischen Aspekte des Untersuchungsgegenstandes zu bieten, die vor allem die Kausalität und Kontextualisierung (Fragen der zentralen Bedeutung der Bibelexegese, Problem des kirchlichen Gehorsams, Beziehung zwischen Schrift und kirchlicher Autorität eingeschlossen) hervorheben. Die Historiografie zu den konziliaren Ideen hat sich bislang in erster Linie dem Studium der theologischen und kanonischen Texte verpflichtet, doch muss zugleich die Tatsache berücksichtigt werden, dass die gerichtlichen Praktiken oft eine bestimmte institutionelle Konstruktion offenbaren, die im konkreten Fall mit dem Konzil verbunden ist. Dabei sind es – wie bereits angesprochen – die Wechselwirkungen zwischen der Rechtspraxis und den im Rahmen des Constanziense diskutierten ekklesiologischen Problemen, die es zu untersuchen gilt. Dies hat Provvidente sehr überzeugend aufgedeckt, indem er methodisch klug beschreibt, wie das Konzil versuchte, seine eigene Autorität durch die Rechtspraxis zu behaupten und seine Exekutivgewalt als Letztinstanz innerhalb des *ordo iudicarius* der Kirche zu demonstrieren.

Slepička, Martin: Úcta k svatému Jeronýmovi v českém středověku. K 1600. výročí smrti církevního otce svatého Jeronýma [Die Verehrung des heiligen Hieronymus im böhmischen Mittelalter. Zum 1600. Todestag des Heiligen und Kirchenvaters Hieronymus].

Repronis, Ostrava 2021, 235 S., zahlreiche meist farb. Abb., ISBN 978-80-7329-464-9.

In seiner Eigenschaft als böhmischer König stiftete Karl IV. am 21. November 1347 mit Zustimmung Papst Clemens' VI. auf dem Areal des exemten Stiftskapitels auf dem Wyschehrad ein Kloster zur Pflege der altslawischen Liturgie. Diese Tat reiht sich in Karls weitgreifende und genau kalkulierte „Kirchenpolitik“ ein. Der Gründungsakt selbst hat im Forschungsdiskurs höchst unterschiedliche Einschätzungen gefunden.¹ Zweifelsfrei steht hingegen fest: Karl IV. bestimmte Hieronymus, seit 1295 einer der vier anerkannten katholischen Kirchenväter, zum Hauptheiligen des Klosters.

Sophronius Eusebius Hieronymus (347-420), der nach seinem Tode als Heiliger verehrte Theologe, Asket und sprachgewandte Verfasser der Vulgata, der lange Zeit maßgeblichen lateinischen Bibelübersetzung, hatte in der – wohl im heutigen Kroatien oder Slowenien gelegenen, jedoch nicht exakt zu verortenden – Stadt Stridon, die zu jener Zeit zur römischen Provinz Dalmatia gehörte, das Licht der Welt erblickt.

Ein Jahrtausend nach Hieronymus' Geburt erwies sich die Lage des Christentums in dessen Heimat als sehr fatal, weshalb Karl IV. den Papst dezidiert darauf aufmerksam machte, dass in *Slavonie et nonnullis partibus de slavonica lingua* (gemeint waren damit wohl Kroatien und Dalmatien) viele Klöster, in denen die slawische Liturgie gepflegt worden sei, infolge von Kriegen und Plünderungen darniederlägen, Mönche ziellos umherirrten, kurz: der christliche Glauben Schaden nähme. Andererseits gäbe es im Königreich Böhmen und angrenzenden Territorien viele Schismatiker (orthodoxe Ostslawen) und Ungläubige (Litauer), die der Predigt des Evangeliums in lateinischer Sprache nicht folgen konnten oder wollten, sodass Karl die Gründung von Missionsklöstern zur Pflege der slawischen Liturgie ins Auge fasste. Der Papst entsprach dem Wunsch des Luxemburgers, allerdings sollte am Ende lediglich ein einziges Kloster, nämlich jenes in Prag, gestiftet werden, wobei der Gebrauch der slawischen Liturgie auf den Bereich innerhalb der Klostermauern begrenzt wurde. Die etwa 80 kroatischen Benediktinermönche kamen dabei von der Insel Pašman bei Zadar.

Hieronymus galt im Mittelalter als Erfinder der slawisch-glagolitischen Schrift und fand nunmehr in Prag eine Verehrungsstätte. Allerdings spielte dieser Heilige in Böhmen im Vergleich zu den Landespatronen lediglich eine nachgeordnete Rolle. Auch in der Forschung wurden die interessanten, mit diesem Kult verbundenen Fragen bisher eher stiefmütterlich behandelt.² Der 1600. Todestag des Kirchenvaters

¹ Vgl. hierzu in einem knappen Überblick *Dolezel*, Heidrun: Die Gründung des Prager Slawenklusters. In: *Seibt*, Ferdinand: Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen. München 1978, 112-114.

² Zu den Landespatronen ausführlich vgl. *Samerski*, Stefan (Hg.): Die Landespatrone der Böhmisches Länder. Geschichte – Verehrung – Gegenwart. Paderborn u. a. 2019.

der lateinischen Christenheit bot nun Anlass, sich näher oder genauer gesagt systematisch mit dessen Verehrung im mittelalterlichen Böhmen zu beschäftigen. Der junge Ostrauer Mediävist Martin Slepíčka, der sich seit seiner Bachelorarbeit über die Ikonografie der Kirchenväter in der böhmischen Kunst des 13. bis 15. Jahrhunderts (2016) immer wieder mit dem Untersuchungsgegenstand beschäftigt hat, übernahm diese Aufgabe in dem vorliegenden schmalen, dessen ungeachtet hochinteressanten Buch.³

Vorangestellt ist der Monografie ein Apostolischer Brief Papst Franziskus' von 2020, der in knappen Worten die außergewöhnliche Persönlichkeit des Hieronymus für die Kirchengeschichte würdigt und dabei insbesondere dessen Wirken als unermüdlicher Forscher, Übersetzer, Exeget, herausragender Kenner und eifriger Verbreiter der Hl. Schrift hervorhebt. Die Publikation untergliedert sich in fünf Hauptkapitel, wobei zunächst der bisherige Forschungsstand zum hl. Hieronymus im böhmischen Mittelalter eine knappe, aber pointierte Darstellung in Gestalt einer Tour d'horizon erfährt. Sie beginnt bei dem Literaturhistoriker Adolf Patera (1836–1912), der 1903 drei Briefe des hl. Hieronymus in einer Prager Handschrift edierte und reicht weiter über Studien von Jiří Kejř (aus rechtshistorischer Perspektive, 1973) und Josef Krása (aus kunstgeschichtlicher Sicht, 1975) bis zu einem Aufsatz von Eva Doležalová zu den Spuren des Kirchenvaters in Böhmen im ausgehenden 14. Jahrhundert (2004) und den eigenen Arbeiten des Autors.

Der Kontextualisierung des Untersuchungsgegenstandes dient das zweite Kapitel, das in knapper Form das ereignisreiche Leben und das umfangreiche Werk des hl. Hieronymus würdigt. Das dritte Kapitel rückt anschließend seine Verehrung in den böhmischen Ländern auf immerhin 45 Seiten in den Fokus. Während die ältesten Spuren der Hieronymus-Hagiografie außerhalb des Untersuchungsraumes bis in das 6. Jahrhundert zurückreichen, liegen die Anfänge in Böhmen angesichts der fragmentarischen Quellenüberlieferung weitgehend im Dunkeln, stehen aber unbestritten im Zusammenhang mit der fortschreitenden Christianisierung der Eliten Großmährens und nachfolgend des Herzogtums Böhmen. Die erste wirkliche Verbreitung des mit lateinischer Gelehrsamkeit und Kultur verknüpften Hieronymus-Kults ist verbunden mit dem langjährigen missionarischen Wirken von Geistlichen der Diözesen Passau und Regensburg, der Gründung des Bistums Prag (973) und der Entstehung erster Benediktinerklöster in Böhmen, wobei dem 1032 gegründeten Kloster Sasau (Sázava) eine Pionierrolle zukommt, in dem im 11. Jahrhundert das altslawische Schrifttum und die Liturgie in Kirchenslawisch eine vielbeachtete Heim- und Pflegestätte fanden. Gerade hier lassen sich auch, quasi als Initialzündung für den nachfolgenden Kult, die ältesten Reliquien des hl. Hieronymus in Böhmen nachweisen – im Zusammenhang mit einem 17 Heiligen gestifteten Altar.

³ Vgl. exemplarisch Slepíčka, Martin: K nejstarší ikonografii sv. Jeronýma na českých památkách doby posledních Přemyslovců a jejím pramenům [Zur ältesten Ikonografie des heiligen Hieronymus in böhmischen Denkmälern der Zeit der letzten Přemysliden und deren Quellen]. In: Acta historica neosoliensia. Vedecký časopis pre historické vedy 22 (2019) 1, 60–77.

Weitere Stationen eines sich allmählich abzeichnenden Kults bildeten die Gründung des Klosters Strahov in Prag (1142), das Wirken des Bischofs Heinrich Zdík von Olmütz und die im Kern romanische Pfarrkirche in Sedlec-Prčice aus dem dritten Viertel des 12. Jahrhunderts mit dem ersten Patrozinium des hl. Hieronymus. Diese und weitere Nachweise listet der Autor sorgfältig auf, bei subtiler Kenntnis der zeitgeschichtlichen Quellen sowie der Forschungsliteratur, wobei er insbesondere auf den Boom der Hieronymus-Verehrung hinweist, der durch die Translation der sterblichen Überreste des Heiligen von Bethlehem nach Rom (Santa Maria Maggiore) im Jahre 1283 ausgelöst wurde. Damit in Zusammenhang stehende neue Legenden (etwa die *Translatio corporis beati Hieronymi* und die *Vita et Transitus Sancti Hieronymi*) wirkten auch nach Böhmen, wie das sogenannte Lektionar des Arnold von Meißen (1280-1300) mit insgesamt fünf Darstellungen sowie die am Anfang des 14. Jahrhunderts entstandene Hohenfurther Bibel mit zwei Abbildungen des Hieronymus belegen.

Die eigentliche Entfaltung des Hieronymus-Kults fällt in die Herrschaftszeit Karls IV., aus der etwa ein Dutzend Darstellungen des Heiligen überliefert sind, wobei unter den Wandmalereien jene aus der Kirche Mariä Geburt im mittelböhmischen Holubice (1340er bis 1360er Jahre) herausragt. Die Inschrift über dem Haupt des Dargestellten „S. IERONYMV(S) DBR“ deutet Slepíčka mit Blick auf die Abkürzung DBR als „Doctor Bohemorum“ (S. 65), was angesichts der zeitgenössischen Vorstellung von Hieronymus als „slawischem“ Übersetzer der Bibel durchaus nachvollziehbar erscheint. Im 15. Jahrhundert prägten die hussitische Revolution mit Kirchenplünderungen und Ikonoklasmus, aber auch die ungehinderte Verehrung des Heiligen in den katholischen Territorien der Rosenberger in Südböhmen den Hieronymus-Kult maßgeblich.

Auf knapp 40 Seiten analysiert der Autor im vierten Kapitel sodann die Ikonografie des hl. Hieronymus in der mittelalterlichen Kunst in Böhmen, wobei vier grundlegende Typen der Darstellung seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert hervortreten (Priester, Mönch, Kardinal, Eremit) und anhand der überlieferten Beispiele in den unterschiedlichen künstlerischen Metiers verdeutlicht werden. Eine absolute ikonografische Dominanz besitzt dabei das Bild des Kardinals (66-mal). Zudem finden sich 14 gemeinsame Darstellungen mit den anderen drei katholischen Kirchenvätern (Gregor dem Großen, Augustinus von Hippo und Ambrosius von Mailand) in der böhmischen Kunst des Mittelalters. Die Beschreibung der allgemeinen und persönlichen Attribute des hl. Hieronymus (u. a. Buch, Schreibpult, Mönch-Habit, Kardinalshut oder Löwe) beschließt dieses Kapitel.

Als besonders wertvoll erweist sich der immerhin 80 Nummern umfassende Katalog der Darstellungen des Kirchenlehrers in Zeugnissen des böhmischen Mittelalters (S. 115-190), der jeweils Titel, Datierung, Ort, ein Foto, eine kontextualisierte Beschreibung sowie eine entsprechende Bibliografie enthält. Damit ist der mediävistischen wie kunsthistorischen Forschung gleichermaßen erstmals ein sehr verlässliches Instrumentarium in die Hand gegeben.

Bis 1992 war das eingangs erwähnte, von Karl IV. gestiftete und 1372 geweihte Kloster Na Slovanech (Emmaus-Kloster) in Prag auch Sitz des Historischen Instituts der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften und bot dabei

zugleich in Gästezimmern untergebrachten ausländischen Forschern ein willkommenes Quartier. Auch der Rezensent gehörte zu letzteren und erinnert sich gut daran, am Abend aus einem der Prager Archive hierher zurückzukehren und an den noch erhaltenen mittelalterlichen Wandmalereien entlang in das obere Stockwerk zu gehen – imaginär noch immer unter dem Patrozinium des hl. Hieronymus.

Fajt, Jiří: Nürnberg als Kunstzentrum des Heiligen Römischen Reiches. Höfische und städtische Malerei in der Zeit Karls IV. 1346-1378.

Deutscher Kunstverlag/Nationalgalerie Prag, Berlin, Prag, München 2019, 703 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-422-07332-6 (Deutscher Kunstverlag), ISBN 978-80-735-736-1 (Nationalgalerie Prag).

Das vorliegende Buch über Nürnberg als kaiserliches Kulturzentrum in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts basiert auf Jiří Fajts Habilitationsschrift „Der Nürnberger Maler Sebald Weinschröter im Netzwerk von Kaiserhof und Patriziat (1349-1365/70)“, die 2009 an der Technischen Universität in Berlin eingereicht wurde. Seit dem Verfassen der Habilitationsschrift sind also mehr als zehn Jahre vergangen. Währenddessen hat der Autor an der Verfeinerung seines Werkes und der Vervollständigung der wirklich monumentalen Bilddokumentation gearbeitet. Die verzögerte Veröffentlichung hat das Buch aber zweifellos beeinflusst, da in den letzten zehn Jahren eine ganze Reihe von Publikationen erschienen ist, die Fajt nur in einem begrenzten Umfang berücksichtigen und einbeziehen konnte. Zudem wurden auch einige neue Theorien zu bedeutenden Themenfeldern von Fajts Untersuchung aufgestellt, wie beispielsweise zur ikonografischen Gestaltung der St. Moritz-Kapelle (S. 79-120), die sich auf die Interpretation von Karls höfischer Repräsentation auswirken.

Der Hauptdarsteller von Fajts Buch ist jedoch nicht der römisch-deutsche Kaiser Karl IV., obwohl seine Person auf fast jeder Seite auftaucht, sei es als Initiator eines Kunstwerkes oder als kunstbegeisterter Mäzen. Das Hauptinteresse des Autors gilt dem Nürnberger Maler Sebald Weinschröter. Er rekonstruiert eine Reihe von Weinschröters Werken, Tafelbildern und Glasmalereien, darunter auch Werkstattarbeiten (S. 626-635). Die Zuschreibung beruht fast ausschließlich auf einer stilistischen Analyse, die durch eine begrenzte Anzahl schriftlicher Quellen ergänzt wird. Für die Konzeption des gesamten Buches ist bedeutsam, dass die absolute Mehrheit von Weinschröters Werken lediglich für das Nürnberger Umfeld bestimmt war.

Fajt charakterisiert Weinschröter als Hofmaler Karls IV. In dieser Hinsicht ist er in gewisser Weise mit Meister Theoderich von Prag oder Nicholas Wurmser vergleichbar. In Anlehnung an Robert Suckale¹ berührt Fajt damit die Frage nach der Existenz von Hofkunst und vor allem Hofkünstlern als solchen. Indem er Sebald Weinschröter den „Titel“ eines Hofmalers zuerkennt, geht er jedoch über Suckales Begriffsverständnis hinaus. Zum Teil wird sein umfassenderes Konzept durch die Struktur der überlieferten Quellen beeinflusst: Sie erlauben es Fajt im Gegensatz zu der von Suckale analysierten Hofkunst Ludwig des Bayers, Weinschröters Werk

¹ *Suckale, Robert: Die Hofkunst Kaiser Ludwig des Bayers. München 1993.*

nicht nur in Bezug auf den Monarchen bzw. dessen Hof, sondern auch im Umfeld der kirchlichen Institutionen und bürgerlichen Eliten Nürnbergs zu betrachten.

Fajt geht von der Annahme aus, dass Nürnberg Karls wichtigste städtische Reichsresidenz war. Der Kaiser räumte ihr in der Goldenen Bulle von 1356 einen besonderen Platz ein. Vor allem hier hielt er während seiner Regierungszeit die meisten Reichsversammlungen ab, wodurch er der Stadt eine herausragende Stellung in der Reichsverwaltung und -justiz zuwies. Von dieser Situation profitierten nicht nur die städtischen Eliten, sondern auch mittlere Schichten, und das obwohl sie sich zu Beginn von Karls Herrschaft mit dem reichsdeutschen König in einem scharfen Konflikt befanden. Infolge dieser Auseinandersetzung musste Sebald Weinschröter selbst die Stadt verlassen, wahrscheinlich in Richtung Prag. Nach Nürnberg kehrte er um das Jahr 1357 zurück, in dem er als Käufer eines Hauses belegt ist.

Für Fajts Interpretation von Sebald Weinschröter als Hofkünstler spielen (oft hypothetische) Kontakte eine zentrale Rolle, die der Maler mit den an Karls Prager Hof tätigen Nürnbergern gehabt haben könnte – insbesondere mit Personen aus der Kanzlei des Landesherrn. Die Wahrnehmung der Hofkanzlei als Mittelpunkt des herrschaftlichen Hofes ist heute schon ein klassischer, zugleich aber auch etwas heikler Ansatz, da er ausschließlich die formale Seite betont – also die administrative Tätigkeit in einer Verwaltungsinstitution. Wirklich einflussreiche Höflinge konnten aber solchen Einrichtungen auch fernstehen, in diplomatischen Dokumenten und Quellen wären sie also nicht zu finden. Das Gleiche gilt auch für Personen, die den Monarchen mit finanziellen Mitteln versorgten und deren Einfluss machtwortökonomischer Natur war. Dabei ist heute sehr wohl bekannt, dass sich Karl IV. am Anfang einer neuen Regierungsform befand – eines Hoflebens und einer Herrschaftspolitik auf Kredit, einer Regierungsweise, die auf Schulden beruhte, deren Rückzahlung den Monarchen zwar ständig beschäftigte, die er als Ganzes jedoch nie zurückzahlen beabsichtigte.

Aufgrund der sehr fragmentarischen Quellenüberlieferung kennen wir aber diese Personen – die Kreditgeber und Finanzanleger – so gut wie überhaupt nicht, ebenso wie wir kaum im Stande sind, bei den zufällig dokumentierten Personen die tatsächliche Intensität und Dauerhaftigkeit ihres Einflusses zu analysieren. Und wir sind schon gar nicht in der Lage zu sagen, ob sie zu den Auftraggebern von Kunstwerken gehörten und ob Hofkünstler jemals für sie persönlich gearbeitet haben. Wenn man bei Nikolaus Wurmser und Meister Theoderich davon ausgeht, dass dies nicht der Fall war und sie ausschließlich für Karl IV. malten oder Werke entwarfen, dann kann man in die gleiche Quellenfalle wie bei Sebald Weinschröter tapen. Oder stammten bei diesen drei Malern die Auftraggeber aus ganz unterschiedlichen Kreisen und waren diese bei Weinschröter sozial viel weiter gefasst? Und was bedeutet das? War Weinschröter weniger abhängig von Hofaufträgen? War seine Werkstatt wesentlich kleiner als die von Wurmser oder Theoderich? Und umgekehrt: War der Kreis seiner Auftraggeber breiter und reichte auch über die Grenzen der Stadt, ihrer kirchlichen Institutionen und Eliten hinaus? Fast keine dieser Fragen kann beantwortet werden. Die Prosopografie, die Fajt auf einer hypothetischen Ebene vorgenommen hat, hilft hier nicht weiter. Letztlich bleibt es also bei einer stilistischen Analyse, die Weinschröters Aktivitäten außerhalb Nürnbergs nicht erfasst.

Fajts monumentales Buch, das von mehreren Dutzend hochwertiger Reproduktionen dominiert wird, kann daher auf zwei Arten gelesen werden: Zum einen als ein Versuch, die Grundkonturen der Tätigkeit eines Hofmalers zu erfassen, der sowohl im Dienste des römisch-deutschen Kaisers Karl IV. als auch der dem Herrscherhof nahestehenden Nürnberger kirchlichen und bürgerlichen Eliten stand; zum anderen als ein Werk, das die methodischen Grenzen eines Vergleichs rein historischer und streng kunsthistorischer Ansätze reflektiert und zugleich gekonnt überschreitet.

Reichl-Ham, Claudia/Kilián, Jan/Öhman, Jenny (Hgg.): „15 Wochen lang bey Tag und Nacht von denen Schweden beläget“. *Das Tagebuch des Johann Norbert Zatočil von Löwenbruck zur Belagerung von Prag durch die Schweden im Jahr 1648.*

Heeresgeschichtliches Museum, Wien 2022, 741 S. (Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums 30), Abb. und Karten, ISBN 978-3-902551-98-6.

Die Belagerung Prags von Juli bis November 1648 gehörte zu den letzten großen militärischen Aktionen des Dreißigjährigen Kriegs. Von überlegenen schwedischen Truppen angegriffen, konnten sich die Verteidiger, die sich aus einer kleinen Schar professioneller Söldner, vor allem aber einer entschlossenen Prager Bürgerschaft zusammensetzten, den heftigen Angriffen widersetzen, bis die Kunde vom in Münster und Osnabrück geschlossenen Frieden auch hier die Waffen zum Schweigen brachte. Prag blieb also in kaiserlicher Hand und bescherte somit den Habsburgern zum Ende des Kriegs einen wichtigen Defensiverfolg, eben weil der Fall der böhmischen Kapitale die Position des Kaisers noch einmal nachhaltig geschwächt hätte.

Was sich in diesen Wochen in Prag abspielte, war bereits für die Zeitgenossen von enormer Bedeutung und hat entsprechenden Niederschlag in der Publizistik gefunden. Von besonderem Wert ist allerdings der Bericht eines Zeitzeugen. Denn Johann Norbert Zatočil schildert in seinem Tagebuch („Jahr und Tages Schrift“, S. 538) in großer Detailfülle und Anschaulichkeit die Kämpfe um Prag im Sommer und Herbst 1648. Diese Aufzeichnungen werden in der vorliegenden Edition erstmalig publiziert und wissenschaftlich erschlossen (S. 538-709), wofür die Mitherausgeberin Claudia Reichl-Ham verantwortlich zeichnet. Der Text wird in einer sprachlich-orthografisch nur sehr behutsam vereinheitlichten Form dargeboten (vgl. S. 536 f.). Ein üppiger Apparat bietet lexikalische, prosopografische und historisch kontextualisierende Erläuterungen, die das Verständnis des Tagebuchberichts erleichtern.

Allerdings handelt es sich dabei um die bislang unbekannte deutsche Version einer tschechischen Publikation, die 1685 in Druck gegangen war. Ein Hinweis im Tagebuch lässt vermuten, dass die tschechische Fassung die ursprüngliche war (S. 547), die deutsche Fassung also nachgängig entstanden ist. Klar ist aber auch, dass der Text selbst „über dreyssig Jahre“ (ebenda) nach den Ereignissen entstanden ist. Der Begriff des Tagebuchs darf also nicht zur Fehlannahme verleiten, dass der damals 18-jährige Augenzeuge das Erlebte unmittelbar in Worte fasste. Allerdings hat Zatočil bei der späteren Abfassung sicherlich auf Vornotizen zurückgreifen können. Die Glaubwürdigkeit seiner Aufzeichnungen war dem Autor tatsächlich ein großes An-

liegen, und so hat er noch vor Beginn des eigentlichen Berichts vier „Lebendige Zeugen“ jeweils bestätigen lassen, dass „Also alles in der Wahrheit und / nicht anderster sich befunden hat“ (S. 545).

Ein zentraler Grund für das Aufrufen von Zeugen, die das Berichtete bestätigen konnten, lag vor allem darin, dass der Text nicht einfach nur die Ereignisse festhalten, sondern damit eine Begründung für die Privilegien bieten wollte, die der habsburgische Landesherr den Verteidigern Prags gewährte. Entsprechend sind deswegen auch diejenigen, die in den Genuss solcher Vergünstigungen gekommen sind, am Ende des Tagesbuchs namentlich erwähnt (S. 682-702). Dadurch gelang es Prag in diesem letzten Kapitel des Kriegs also nicht nur, eine weitere Eroberung der Stadt zu verhindern (von der Kleinseite abgesehen), sondern insgesamt vermochte die Stadt die „Maculam Rebellionis“ zu tilgen (S. 679), die ihr seit der Teilnahme am Böhmischem Aufstand anhaftete.

Mit dieser klar benannten Intention lässt sich das Tagebuch nur bedingt als klassisches Selbstzeugnis oder gar als Ego-Dokument für die Ereignisse in den 15 Wochen des Jahrs 1648 auffassen. Denn der Schreiber selbst wird in diesem Bericht so gut wie gar nicht fassbar. Es geht vielmehr um die Unmittelbarkeit des Geschehens, die vor allem durch die große Detailtreue hergestellt wird, wie sie in den vielen kleinen Episoden und Szenen lebendig wird. Eine wichtige darstellerische Form ist dabei die Schilderung von Einzelschicksalen, die die Grausamkeit der Kämpfe, vor allem aber auch den Heroismus der Verteidiger widerspiegelt. Der fokussierte Blick auf einzelne Szenen bietet immer wieder Gelegenheit, einzelne Verteidiger namentlich hervorzuheben und damit ihren Mut stellvertretend für die Prager zu benennen. Diese Wahrnehmung auf der Ebene der Kämpfer selbst bestimmt jedenfalls die Erzählung der Belagerung, während der strategische Blick auf die Gesamtsituation fast ganz ausgeblendet bleibt.

Entsprechend überrascht reagiert man dann Anfang November, als die Schweden abziehen. Einige Verteidiger wollen ihren Posten verlassen und den Belagerern nachlaufen, doch General Conti hält sie auf, da er eine Kriegslist vermutet (S. 665): ein letzter dramatischer Moment, bevor die Nachricht vom Friedensschluss eintrifft und das Ende der Kämpfe bestätigt. Wie knapp es allerdings war, verhehlt das Tagebuch auch nicht, als es von einem späteren Bankett berichtet, das Schweden und Kaiserliche zusammenführte. Als im Rahmen der Feierlichkeiten auch über die Kämpfe selbst gesprochen wurde und sich dabei herausstellte, dass den Pragern beim letzten Sturm auf die Stadt „nicht mehrer als ein ein=/tzige Thunnen Puluers übrig geblieben / sey“, bekam der schwedische Feldherr Königsmarck einen Wutanfall, weil er die Erschöpfung der Prager Vorräte und somit die Greifbarkeit des letzten Triumphs geahnt hatte (S. 673).

Die Edition des Tagebuchs steht nicht allein, sondern wird durch insgesamt 16 Beiträge flankiert. Davon widmen sich neun Aufsätze dem historischen Umfeld. Lothar Höbelt steckt dabei den Rahmen für Böhmen in der Kriegszeit allgemein ab und weist auf die Bedeutung Prags für den Habsburger Herrschaftskomplex insgesamt hin (besonders S. 37-41), während ein anderer Beitrag die Ereignisse in Böhmen als Kriegstheater ab 1630 rekapituliert und ein weiterer die Operationen in Böhmen im Jahr 1648 aus kaiserlicher Perspektive kontextualisiert. Den Bogen zur Belage-

rung schlagen die allgemeinen Ausführungen von Markus Jitler zur Prager Stadtbefestigung. Zentral ist der Aufsatz von Jan Županič zu den Adelstiteln, die der Kaiser angesichts des tapferen Widerstands den Verteidigern Prags erteilte, und den Privilegien für die Stadt Prag selbst. Daran zu erinnern, war offenkundig das Hauptmotiv für die Verfertigung des Tagebuchs, das somit eindeutig nicht nur allgemein traditionsstiftend sein wollte, sondern auch einen legitimierenden Charakter besaß. Dass dabei (zunächst) nur ein Teil der Begünstigten von der Nobilitierung Gebrauch machte, da man selbst bei erlassener Nobilitierungssteuer noch für die Ausstellung eines Adelsbriefs zahlen musste, verweist allgemein auf die beträchtlichen Hürden für den Aufstieg in den Adelsrang.

Weitere sieben Beiträge thematisieren den Widerhall der Prager Belagerung in Publizistik, Historiografie und bildender Kunst. Grundlegend sind hier zwei Beiträge von Reichl-Ham zum Text des Tagebuchs selbst, aber auch zu weiteren zeitgenössischen Druckwerken in verschiedenen Sprachen. Speziell zur tschechischsprachigen Rezeption äußert sich Jan Kilián, sowohl in der zeitgenössischen Druckpublizistik, aber auch in der späteren Traditionsbildung. Dabei greift er neben Schriftquellen auch die Zeugnisse der bildenden Kunst auf, was Michal Šroněk in seinem Beitrag noch einmal mit einem Schwerpunkt auf Gemälden und Zeugnissen kirchlicher Kunst vertieft.

Gerade mit dieser letzten Sektion ordnet der Band die Ereignisse um die Belagerung Prags von 1648 nicht nur in die Geschehnisse des Dreißigjährigen Kriegs ein, sondern verweist auf seine Bedeutung als Erinnerungsort der böhmischen und habsburgischen Geschichte. Dies unterstreicht nicht zuletzt das Tagebuch selbst, das hier in einer sehr gut erschlossenen Edition der Forschung zur Verfügung gestellt wird.